

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 62

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Ernst Müller Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Hermann Wallmann



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 62

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden

Band 62

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1181-5
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Totgehen oder was, ein Manchaleben. Letzte Stückchen vom Lauschen und Dienen (1996)	7
Rainer Wanzelius: 30 Jahre für die Reinheit der Sätze (1982)	81
Schreibheft-Interview anlässlich von »Traumwüsten« (1982)	86
Hermann Wallmann: »Lebensspieler.« Ernst Müllers neuer Roman (1986)	98
Die letzten Blätter fallen oder Vom allmählichen Entschwinden des Hubertus Malessa in der Brenkener Waldgruft. Abschiedsgesänge (unveröf- fentlicht, 2016)	101
Ernst Müller: Biografische Notiz	148
Nachwort	149
Text- und Bildnachweise	161



Blick in das Arbeitszimmer des Autors.

Totgehen oder was, ein Manchaleben Letzte Stückchen vom Lauschen und Dienen

I.

Gestern bin ich angekommen. Ich will jetzt hierbleiben. Es gibt nichts mehr zu erreichen. Still dasitzen möchte ich und auf die Stimme lauschen. Sie spricht von oben herab. Sie sagt mir, was zu tun und zu denken ist. Folgsam hebe ich Arm oder Bein, schlurfe zum Herd oder schreibe ins Heft, je nachdem, was mir befohlen wird.

Ich habe nun lange genug geübt. Mühelos reihen sich die Sätze auf eine unsichtbare Schnur. Ich vertraue meiner Führerin. Vielleicht lässt sie schon im nächsten Augenblick den Anfang eines neuen Kapitels unter dem Schädeldach aufleuchten. Dann hab ich nur noch die Worte leserlich abzuschreiben. Das kann ich. Das fällt auch einem Rentner nicht schwer.

Nach jedem Abschnitt erhebe ich mich, werfe ein frisches Buchenscheit aufs Feuer. Wellen aus warmer Luft spülen um Nacken und Steiß. Erwartungsvoll setze ich mich wieder an den eichernen Schreibtisch.

Der Buckel ist ein wenig gekrümmt von der Dienstbereitschaft. Wer weiß, welche Bilder gleich in der Hirnrinde aufblitzen werden. Ich will sie alle mit Sprache bedienen, so gut ich kann. Dafür bin ich hierher gezogen, an den verlässlichen Waldrand.

Ich hause unter hundertjährigen Bäumen. Schützend überragen mich die gewundenen Leiber der Buchenweibchen. Sie beschwichtigen meine Todesangst. Sie werden es nicht zulassen, daß ich vorzeitig aus dem Leben scheiden muß. Dankbar schaue ich hinauf ins rätselhafte Gewirr des Astwerks. Es soll mir ein Vorbild sein. Auch ich möchte eine Welt aus geheimnisvollen Wucherungen schaffen. Aber daß ich ja nicht zuviel von meinen Wünschen preisgebe.

Sollen sie nur ratlos vor der Hinterlassenschaft des Eduard Gustav Malessa stehen. Polstert mir die Grabwände mit beschriebenen Blättern aus, soll meine letzte Bitte lauten. Angenehmer kann man nicht gebettet werden. Mit einem derartigen Satz könnte der Abschnitt schließen. Aber da brodelt noch ein kleiner Vorrat an Schreiblust. Sie wird mir helfen, den fortlaufenden Text um eine weitere Seite zu verlängern.

Demütig schaue ich zur Kopfhöhle hinauf. Ich bin gespannt, welche Gestalt in der Leere auftauchen wird. Sehnsüchtig hoffe ich auf Manchas Erscheinen. Immer noch ist er mir die liebste Figur.

Herzlich will ich ihn umarmen, sobald er auf der Bewußtseinsrampe erscheint. Sanft dränge ich ihn an der hageren Schulter auf unseren Rundweg.

Wie einst Baur mit dem Bindschädler über die Jurahöhen zog, so wandere ich mit Kristofer Mancha durchs Rothaargebirge und erzähle ihm von meinem seltsamen Hüttenleben.

Nur ihm berichte ich von meinem Plan, mir bald das eigene Grab unter dem Apfelbaum zu schaufeln. Die Geräte seien schon aus dem Schuppen geholt.

Du bist ein verrückter Kerl, sagt Mancha und seine Konturen verschwinden allmählich in einem dichten Hirnnebel. Ich muß ihn gehen lassen. Aber Mancha wird wiederkommen, in der günstigsten Stunde.

Dann werden wir unseren Spaziergang fortsetzen. Ich werde ihn zur halbausgehobenen Grube führen. Es werden sich wieder herzanrührende Sätze zwischen uns ergeben. Liest man sie zügig hintereinander weg, könnte man glauben, einem doppelchörigen Psalter zu lauschen oder einer mehrstimmigen Litanei.

Der Schlußakkord jedenfalls mündet in einem qualvollen Schrei. Liebhaber Schubertscher Quartettkunst mögen ahnen, was er bedeuten soll.

Es dauert ungefähr zehn Minuten, dann haben sich die Dissonanzen im Innenohr aufgelöst. Dann ist da nur noch das Rauschen der Blutströme.

Willenlos treibe ich in der Mitte der mächtigsten Strömung. Beide Arme ruhen locker auf den wulstigen Boots-rändern. Strotzende Ufer ziehen vorbei. Ganz oben unter dem Schädeldach züngeln gasblaue Flämmchen. Sie wollen mir sagen, du bist nicht allein.

Schon in der nächsten Sekunde kann eine wichtige Person im Schwemmland aufblühen. Nein, nicht schon wieder Mancha. Der ist doch eben erst abgetreten. Gib mir einen Frauenleib diesmal, bettele ich meine Herrin an.

Ich werde das weiche weiße Fleisch quer über meine Schenkel betten und behutsam nach geheimen Verstecken absuchen. Nicht den geringsten Spalt werde ich übersehen. Ich werde ihn sorgsam mit meinem Speichel füllen. Bevor die namenlose Frau erwachen kann, lege ich sie rasch in den Behälter zurück. Wie sollte ich ihr mein seltsames Verhalten erklären.

Verlegen zupfe ich die Hosenfalte zurecht. Dies Frauenfleisch regt mich nur unnötig auf. Es sollte nicht zu oft in der Kopfhöhle auftauchen. Es lenkt mich vom Lauschen ab. Dafür aber hat mich Mama zur Welt gebracht.

An einem Sonntagmorgen wurde ich geboren. Die Glocken von Sankt Meinolphus sollen schallend zum Elfuhr-Gottesdienst gerufen haben. Einige Wochen später wurde ich Eduard Gustav getauft, nach meinen beiden Großvätern und Paten.

Großvater Eduard starb bald darauf an der verhärteten Leber. Von ihm habe ich den Hang zum übermäßigen Saufen geerbt, von Mama den Hang zum Grübeln über Leben und Tod.

Mehr noch als über das Leben habe ich über den Tod nachgedacht. Das grausige Sterben meines Vaters, das eigentlich ein Verrecken war, hat mir schon so manchen

Kurzatz abgepreßt. Seine letzten drei Atemzüge dauerten Ewigkeiten lang. Solche Geräusche vergißt man nicht. Ich trage sie mit mir herum, wohin ich auch gehe, schwimme, fliege. Hoch in den Lüften, im Bauch der Flugmaschine, höre ich Papas Ächzen am deutlichsten. Ich sehne mich dann nach einem Absturz, nach einem Zerschellen am Berg oder Versinken in den Fluten des Ozeans. Die Hand der unbekanntes Nachbarin halte ich fest umklammert. Ich wüßte gern, an welchem Tag der Woche das Publikum von dem Unglück erfährt. Und wenn es wiederum ein Sonntag wäre, an dem ich aus dem Leben gerissen werde, ja, das wäre fast zum Lachen. Bleibe nachzutragen, daß Tiefseetaucher meine Leiche und die meiner dunkelhäutigen Nachbarin engumschlungen im Meeresschlamm entdecken. Also wären wir noch in der Sekunde unseres Todes ein Paar geworden. Auch das sollte über Presse und Rundfunk bekanntgemacht werden. Welch eine Fügung, immerzu hat er sich nach den zärtlichen Armen einer Mulattin geseht, soll dann im Kreis der ehemaligen Freunde getuschelt werden können. Oh, ja.

Noch aber gelte ich als ein Lebender. Gummiartig dehnen sich meine Leibwände aus. Spiralnebel ziehen durch den gekrümmten Raum. Äußerst vorsichtig suche ich Wabe um Wabe nach dem Nektar der göttlichen Seele ab. Er duftet wie frischgeschleuderter Blütenhonig. Geringste Mengen reichen aus, um ein Fieber im Hirn anzufachen. Ich spüre Lust, dem eisigen Winter zu entkommen. Ein jäher Sog reißt mich aus der Verwurzelung. Ich schwebe durch eine seidenweiche Luft, lande zwischen Orangen- und Bananenbäumen. Das Tropische hat mich wieder in seinen Bann geschlagen. Frohgemut winken mir die einheimischen Huren zu. Ich winke mit dem Geldbeutel zurück. Für zehn Dollar werden sie mir die Eichel wund lecken.

Karelia heißen die immerlustigen Mädchen, und Annamaria. Sie wechseln sich beim Lecken ab. Deutlich unterscheidet sich Karelias sanfte Zungenspitze von der rauhgängigeren Annamarias. Ich werde Karelia ein paar Dollar zusätzlich zahlen.

Rührselig verabschiedet sich mein Geist von den karibischen Frauen, kehrt zu nordischer Ernsthaftigkeit zurück. Hier bin ich wieder, murmele ich am Ohr der Göttin, allzeit Dein lockeres Werkzeug. Mit einem starren Buddha-lächeln hocke ich mich zwischen die gekreuzten Schenkel und harre auf den nächsten Befehl.

Das geduldige Abwarten hab ich bei den Poeten gelernt. Meister Robert hat es mir vorgemacht. Er saß zu Lebzeiten gern auf Baumstümpfen und sah regungslos den Berghang hinab. Nur an der Schläfe pochte ein bescheidenes Leben. Da wimmelte es von adretten Hausmädchen und Bedienerinnen. Es war ein Genuß, aus dem Schlupfwinkel heraus dem sanften Schaukeln ihrer Gesäße zuschauen zu dürfen. Wohin ich auch gehe, trage ich dieses aufregende Bild mit mir.

Es ist auch jetzt dabei, im Waldhaus, wo ich gerade mit dem Schüren der Glut im eisernen Kaminofen beschäftigt bin. Das Feuer darf nicht erlöschen, Ende Januar, mitten im ostwestfälischen Winter.

Der anhaltende Frost hat mir den überflüssigen Speck von Hüfte und Hintern geschmolzen. Im Frühjahr werde ich schroh wie ein tollwütiger Fuchs durchs Dickicht schnüren. Das Haushalten mit der Kraft wird mein dringlichstes Problem sein. Es muß soviel übrig bleiben, daß ich mich zum Rand der Grube schleppen kann.

Das Hineinrollen erfordert dann kaum noch einen Aufwand. Nachrutschende Lehmbröckchen decken mich notdürftig zu. Vielleicht kullert ein Erdkrümel bis ins Nasenloch. Das sähe dann irgendwie komisch aus.

Man könnte sich an Walsers Tod erinnert fühlen. Dessen Nüstern waren von Eiskristallen verstopft, als man am zweiten Weihnachtstag seine Leiche fand, am unbefleckten Schneeang, nur wenige Meter oberhalb des bäuerlichen Anwesens, ein beneidenswerter Abgang.

Bei mir werden sie nichts bemerken. Plötzlich bin ich nicht mehr da, und es ist, als wäre nichts geschehen. Kein Herumschnüffeln, keine Nachforschungen von Ämtern. Der stete Südwest füllt die Grube mit Laub und Gebrösel auf. Meisen hüpfen im Apfelbaum von Ast zu Ast. Ihr Lied ersetzt die übliche Blasmusik. Im Frühjahr weht ein feiner Flaum aus dem Brustgefieder herab. Mit dem geschärften Sinn der Verstorbenen spüre ich das sanfte Aufsetzen der Federn.

Der Schädel wird von den Maden erobert sein. Sie ersetzen nun die Gedanken, die einst in der Kuppel brodelten. Ein einziger Traum hat in der Nische überdauern können, der Traum vom Wiederauferstehen.

Die Fuß- und Fingernägel sind natürlich weitergewachsen, wuchern teilweise über die Erdkrume hinaus. Sie bilden schneckenartige Formen. Auch das Gebrodel der göttlichen Seele ist nicht auszurotten. Im Nervenkanal frischen sich unermüdlich die Gifte auf. Gleich wird die erste Menge ins Fließen geraten. Wird als eine übermütige Vogelschar ins Hirngekröse einfallen. Aber da ist kein Zirpen oder Trillern, da ist nur ein Summen oder eine Art Gebrumm. Soll ich etwa an die heilige Silbe OM erinnert werden.

Als Pilgrim habe ich sie oft in der Waldeinsamkeit vernommen, ein rauschender Klang über der Nasenwurzel. Er drang in alle Körperrisse ein, versiegelte die Wunden mit einem herbduftenden Balsam. Wie ein Neugeborenes fühlte ich mich, wenn die Silbe verklungen war. Ich schulterte den Rucksack und kämpfte mich weiter durchs verfilzte Dickicht.

Ich war sicher, daß mir auf diesem Pfad keine Staatsanwälte und Polizisten folgen könnten. Oben auf dem Hochplateau würde sich meine Spur verlieren. Du bist gerettet, denke ich und sinke an der Quelle aufstöhnend nieder ins arthritische Knie.

Die Nacht verbringe ich auf den zusammengerupften Farnkräutern. Sie treiben mir während des Schlafs den Schmerz aus dem Knie. In den Kavernen des Brustraums hat sich wieder Schleim angesammelt. Er köchelt leise vor sich hin. Vorsichtig biege ich die Zweige auseinander. Kristof, rufe ich verhalten, Kristof, bist Du schon da. Aber es rührt sich nichts im Gebüsch.

Ein heißes Getränk wäre jetzt angenehm. Es würde die Kotzbröckchen im Schlund auflösen. Ich könnte verständlicher reden, auch mit Mancha, falls er noch auftaucht. Wir müssen aus der Sackgasse heraus, höre ich mich beschwörend flüstern. Du trinkst ab morgen täglich eine Flasche weniger, sage ich schon fast befehlshaberisch. Verdammt noch mal, werde ich ein wenig später hinterherbrüllen. Dann wird erst wieder Stille sein.

Ich spüre die wohltuende Leere. Die Leibhöhle weitet sich zur Versammlungshalle aus. Ein Hüsteln erinnert mich daran, daß Zuhörer auf eine Erklärung warten. Ich sage, Mancha kommt heute wohl nicht mehr. Die Vorstellung muß leider ausfallen.

Sie protestieren von Tag zu Tag schwächer. Bald werden sie nichts mehr von Kristof und mir erwarten. Das könnte eine gute Zeit für uns bedeuten.

Ich werde das spröde Haar im Nacken zu einem Schwänzchen zusammenbinden. Schmallippig grinse ich Mancha an. Komm, sage ich, spielen wir Mann und Frau. Unser höhnisches Gelächter scheppert an den polierten Wänden entlang. Ich spiele übrigens die Frau. Bevor ich mich sacht von Mancha löse, reiche ich ihm versöhnlich eine Dose Exportbier.

Nach dem dritten, vierten Liter Gerstensaft ziehe ich übermütig den Reißverschluß in der Brustmitte auf. Erfahrene Gastwirtinnen können nun tief in mich hineinblicken. Um Natascha als Kellnerin zu beeindrucken, wechsele ich flink die Zunge aus. Ich spreche alsbald den slawischen Dialekt. Mit angerauhter Stimme berichte ich, daß ich geradenwegs von Mancha komme.

Natascha spendiert mir freundlicherweise einen klaren Schnaps. Trink Du auch, fordere ich sie angeheitert auf. Es wäre schön, wenn wir gleichzeitig betrunken hinter die Theke stürzen würden. Im Fallen noch würde ich versuchen, ihr den Schlüpfer vom Popo zu zerren.

Mondweich leuchtet ihr Doppelgestirn. Ich schaue die Oberfläche eindringlich aus der Nähe an. Die Brille genügt mir nicht mehr. Vor den Augen und Gläsern halte ich die Leselupe. Bleib still liegen, flüstere ich Natascha zu, gleich hab ich alles Wichtige gesehen.

Hungrig wandere ich die Kuppen und Flanken ab. Am saugenden Schoß lege ich eine Ruhepause ein. Ich muß mit den Kräften haushalten. Sonst werde ich diesen Frauenkörper nie gänzlich kennenlernen.

Die Pausen fülle ich mit Radiohören. Ich kenne die sonoren Stimmen der Nachrichtensprecher genau. Ingsenheim vergleiche ich das Ausmaß der Weltkatastrophen mit meinem täglichen Ungemach. Schmerzhaft fühle ich die Lücke in den Eingeweiden.

Hoffnungsvoll blicke ich zum Schädeldach hinauf. Was nötig ist, wird mir gegeben, da oben. Die Hirnhäute spanne ich wie ein Segel aus. Sanfteste Brisen werden noch aufgefangen. Was soll ich daraus machen, frage ich untertänig. Auf Antworten muß ich manchmal stundenlang warten.

Es ist nicht zu vermeiden, daß die Phantasie abschweift in den Wartezeiten. Oft genug entführt sie mich auf abgele-

gene Südseeinseln. Ich wohne dann in der einzigen Bambushütte am Strand.

Gewaltsam zwingt ich die Pupillen, nach außen zu blicken. Ich schraube sie hoch genug, damit sie die Wolke sehen können. Beispielhaft mutig zieht sie über dem Meer dahin. Ermuntert lüfte ich die Indianerdecke am Hals. Belohnt werde ich mit einem Bildnis vom sterbenskranken Schubert. Dem ausgebrannten Herzen zwingt er ein letztes Lied ab. Mit trockener Kehle singe ich es nach.

Heiß rinnen Tränen die Wange hinab. Das Österliche hat mich fest in die Hand genommen. Ich möchte den Nacken einer geschundenen Kreatur auf belebter Straße umarmen.

Wenn Dir die letzte Seite nicht gefällt, liebe Leserin, schlägst Du sie einfach um. Auf der nächsten Seite ist das Osterfest vorbei. Kein Gerede mehr vom eigelben, feinporigen Kuchen, vom Kreuzigungsschmerz in der Steißgegend.

Der behütete Kopf dümpelt in einer mäßigen Strömung dahin. Ungeduldig warte ich darauf, daß mich die Landschaft packt und in eine Begeisterung schleudert. Sogleich ist es vorbei mit dem Lallen. Ich spreche wieder Klartext.

Nach und nach gewinne ich die Liebe der Zuhörerinnen zurück. Traubenweise hängen sie nun an meinen Armen. So schlendern wir gemeinsam über den Jahrmarkt, knabbern Zuckerwatte, schlürfen grelle Limonaden.

Durch den Hosenstoff spüre ich die Lenden der jungen Frauen. Nur ein sachter Schmerz am Brustbein erinnert mich daran, daß ich bald aus dem Traum erwachen muß. Aber die Worte klammern sich ans graue Papier. Über dem Gebirg geht lächelnd das Großvaterantlitz von Gerhard Meier auf. Mir ist, als erkundigte er sich nach meinem Leben.

Neuerdings erscheint es mir angesiedelt zwischen sprudelnder Munterkeit und gelassenem Ernst. Es findet statt in einem hochgelegenen Kar der Königlich Bayerischen Al-

penwelt. Noch ziehen Wolkenfetzen nach Südost, aber seit Stunden schon füllt ein übermütiges Gelächter den riesigen Kelch der Glein-Alm aus.

Einen prallen Bauch zum Genießen bietet der Apriltag nach allen Seiten an. Ungeniert kratze ich mir den Hodensack. Der Resi schaue ich dabei auf ihren pummeligen Hintern. Ich spiele mit dem Gedanken, später einen längeren Satz aufzuschreiben für die Politischinteressierten.

Zunächst noch ratschen umlaufende Winde an der Gesichtshaut entlang. Ich sollte vielleicht doch wieder den Nierenwärmer aus purer Angorawolle hervorholen. Überhaupt wäre es angebracht, daß wir Karbewohner alle miteinander, sanatoriumsgerecht in dicke Woldecken eingemummelt, auf der Sonnenseite liegen würden.

Ein Gesprächsfunke hüpfte ausgelassen zwischen uns hin und her. Ich bin heute so geil, flüstert mir Therese zu. Damit nähern wir uns bedenklich einem wirklichen Leben. Hastig schlürfte ich den Tee mit reichlich Inländer Rum. Durchs Glein-Kar krächzen zwei freche Dohlen. Nun noch rasch der Satz für die Politischinteressierten:

In Havanna empfangen Dich, oh Weltenbummler, seit der Freigabe des Dollars die Wunderschönen am Hafen mit sprühenden Schößen. Und wirfst Du einen Dollar hinein, explodiert das hochbrisante Gemisch. Aber ich merke schon, das Gesellschaftspolitische ist meine Sache eigentlich nicht.

Mir gefällt zur Zeit eher das Hineinpressen der Nase in schmutzige Unterwäsche. Verbunden ist es mit einem Einsaugen aller aufwallenden Gerüche. Halb betäubt ziehe ich später das Antlitz aus dem Gefäß zurück.

Vollgepumpt mit Frauendüften, sehe ich beschwingt der nächsten Stunde entgegen. Ich bin sicher, daß ich nicht mehr lange auf Gefährten warten muß. Erfahrungsgemäß bilden sie sich notwendigerweise aus den schwelenden Dämpfen in der Leibhöhle.

Ich erkenne bald, ob mir eine Frau oder ein Mann geschenkt worden ist. Die Frauen begrüße ich mit einem langwährenden Kuß auf die Stirn. Meine Männer umarme ich nur kurz. Schön, daß Du wieder da bist, sage ich zu Mancha. Gemeinsam taufen wir die beiden schon anwesenden Frauengestalten auf die Namen Kristiane und Marianka.

Es ist nun eine Kleinigkeit, zwei Paare zu bilden. Etwas umständlich stelle ich Kristiane neben Mancha auf. Ich selbst schreite auf Marianka zu. In ihrem Schoß kenne ich mich am besten aus. Er ist mit einem Labyrinth aus Gängen und Höhlen ausgerüstet. Immer noch habe ich Mühe, einen der versteckten Eingänge zu finden.

Ich würde gerne wissen, was Mancha mit Kristiane in der Kammer nebenan treibt. Ich höre sie flüstern und kichern. Vielleicht sollte ich es auch mit Worten versuchen. Die haben mir immer noch weitergeholfen.

Auch in Turin, auf der lärmenden Straße, schluchzend und flüsternd am Ohr des gequälten Karrengauls, bittere Tränen rinnen ins braune Fell, vermischen sich mit dem herben Tierschweiß. Ich umarme brüderlich den gesenkten Hals, ein Bild vom Ende des vergangenen Jahrhunderts.

Die Stadt habe ich längst verlassen. Ich wohne nun bei den Fichten und Buchen, wie Sie sich erinnern werden. Selten begegne ich den Tieren im Forst. Sie trauen mir nicht. Also muß ich mich an die Dinge halten.

Heftige Rührung erfaßt mich beim Anblick des Schürhakens. Das krumme Eisen hängt mir direkt gegenüber. Ich frage mich, wievielen Händen es schon gedient haben mag. Ein ähnlich treues Werkzeug möchte ich sein. Pack mich, flüstere ich heißblütig der brodelnden Seele zu, entfache mit mir ein lodernes Feuer. Dann kneife ich rasch die Lippen zusammen, bevor ich mich gar verraten kann.

Vor dem ovalen Spiegel glätte ich die Stirnhaut. Faltenlos will ich mich den möglicherweise auftauchenden Besuchern darbieten. Sie erscheinen gewöhnlich zuerst in der Kopfhöhle. Von dort ziehe oder schiebe ich sie vorsichtig auf die Lebensbühne. Hier können wir gemeinsam unser Spielchen veranstalten. Die Regeln sind bekannt.

Auffordernd schauen die Herren die Damen an. Die Damen halten die Blicke zunächst gesenkt. Aber ihre Sinne sind geschärft. Es entgehen ihnen nicht die scharfen Gerüche.

Ich sitze zwischen Mancha und Walsa auf der Männerbank. Die Natascha sitzt mir gegenüber. Sie trägt heute das Antlitz von Iris Berben. Es steht ihr ausgezeichnet. Unendlich langsam hebt sie ihre Lider. Es ist später Nachmittag, als sie mich wahrnimmt.

Ich beuge die Schultern etwas vor. Darf ich Deine Oberlippe küssen, frage ich Natascha. Schmollend wölbt sie den Iris-Berben-Mund. Du riechst nicht gut, sagt sie tonlos. Niedergeschlagen ziehe ich die Schulter zurück. Am liebsten würde ich das Spiel jetzt unterbrechen oder auch beenden.

Unwirsch schiebe ich die Figuren aus dem Rampenlicht. Bei Marianka zögere ich noch. Ich würde gern die gleiche Frage an sie richten, die ich Natascha soeben vorgelegt habe. Aber ich weiß, unsere Frauen sind sich einig, sie verabscheuen allesamt meinen Mund- und Achselgeruch. Also weg damit.

Leergefegt breitet sich das Spielfeld unter dem Schädeldach aus. Es wäre mir recht, wenn nur eine einzige Männergestalt an der Mittellinie heranwachsen würde. Von mir aus darf es auch wieder Mancha sein, warum eigentlich nicht. Noch liegt er auf der zerfledderten Matte. Im Morgengrauen erhebt er sich, geht schaukelnd zum Bühnenrand. Der Duft von frischgefallenem Schnee stürzt in die weitgeöffne-

te Nüster. Vom Magen her drängt die alltägliche Übelkeit hoch.

Mancha schwankt zurück, grapscht unsicher nach der letzten vollen Bierdose neben der Matte. Zischelnd reißt das dünne Blech auf. Die Lippen saugen sich rund um die schäumende Öffnung fest. Gleich wird das Zittern nachlassen.

Die Finger umspannen den vertrauten Stift, führen ihn bedächtig die Zeilen entlang. Gestern bin ich angekommen, schreibt Mancha, ich will jetzt hierbleiben. Der Text kommt mir bekannt vor. Die Sätze könnten von mir stammen. Mancha ist so einer wie ich.

Er liebt die Süßigkeiten, fruchtige Liköre, Butterkekse mit Schokoladenüberzug, das herbsüße Fleisch vom Innenschenkel der Frauen. Bedächtig zerkaut Mancha die zarten Fasern und erinnert sich dabei an gemeinsame Ausflüge oder Kinobesuche.

Als die Frauen noch lebten, hat er vergeblich versucht, bis zu ihrem Geschlecht vorzudringen. Später, als sie nackt und tot vor ihm lagen, wunderte er sich, wie nahe ihre rosigen Spalten am Arschloch kauerten.

Bevor er Anna zerteilte,leckte der Frauenesser ihren ganzen Körper mit sabbernder Zunge ab, verweilte lange in den geheimen Winkeln des Unterleibs.

Zu Lebzeiten hätte sich Anna wie eine Teufelin gewehrt. Niemals hätte seine Zungenspitze bis zu ihrer bloßen Haut vordringen können. Nun aber darf er sie sorglos genießen, Bissen für Bissen. Wenn alle Vorräte aufgebraucht sind, wird sich Mancha erschießen müssen.

Schon heute beginne ich zu üben, ohne Mancha auszukommen. Ich beschließe nach dem Frühstück, heute nicht an Vergangenes anzuknüpfen. Eine neue Sprache will ich erfinden. Sie wird viel mehr Vokale enthalten als die alte. Unseren Mädchen wird sie gefallen, denke ich mir.

Genüßlich sehe ich Marianka die Augen schließen, wenn ich von Kundalini erzähle, der fernöstlichen Göttin, die im Rückenmark der Jünglinge auf- und niedersteigt. Hat sie den höchsten Punkt zwischen den Schulterblättern erreicht, überschwemmen hitzige Wellen das dürstende Becken. Jetzt heißt es, den Schwung zu nutzen. Schiere Geilheit zersprengt mir die Augäpfel. Auf Knie- und Ellbogenspitzen robbe ich zu Marianka hinüber, belagere ihr dichtgewebtes Vlies. Unter dem dunklen Moos soll das Maul eines Chamäleons lauern, heißt es in Männerkreisen. Sachte schnüffelnd kuschele ich mich zwischen Mariankas Schenkel. Großherzig läßt sie es zu, ohne zu murren. Ein feiner Geruch nach Humus strömt aus ihrem Gekrös, beschwichtigt meine tobenden Sinne. Leicht benebelt kauere ich stundenlang zwischen den schwellenden Hügeln. Alle Sprechwut ist mir vergangen. Das Vorderhirn füllt sich allmählich mit dem raunenden Gesang eines Kosakenchors.

Was ist. Was hast du gesagt. Ich höre in letzter Zeit nicht mehr so gut. Fleißig sein, hab ich das richtig verstanden. Aber ich rühre doch jeden Tag Verstand und Hände. Für heute, den achtzehnten April, hab ich mir vorgenommen, die Zuleitungsrohre zu säubern. Durch sie sickert die Außenwelt herein, die ich so dringend benötige. Ohne das Aufglühen der Wesen und Dinge wäre ich verloren. Sie schlagen die Sprachbrocken los, zertrümmern sie zu feinem Split, der sich mühelos zu diesem oder jenem Sätzchen verarbeiten läßt. Nützlicher noch als das Aufleuchten einer menschlichen Figur, ist das Erstrahlen einer Baumspitze im heimischen Forst. Sogleich rieseln die Wörter aus dem Hirnbrei begeistert aufs Papier. Einfacher läßt sich ein Buch über Mancha nicht herstellen.

Da sieht man ihn wieder. Er steigt in Serpentina bergan. Ein regelmäßiges Hüstel markiert seinen Weg. Derbstößelt der handgeschnittene Stock das Schottergestein. Ein rotkariertes Hemd verleiht Mancha das Aussehen eines Gebirglers.

So gefällt er mir. So stelle ich ihn gern den Freunden vor. Das ist mein Mancha, sage ich, ein wenig schwach auf der Lunge, aber mit zähem Durchhaltewillen ausgerüstet. Er wird mich überleben. Ich hoffe, er wird sich als ein dankbarer Typ erweisen und mir ein Loblied singen nach meinem Verlöschen.

Manchmal ist Mancha so wie ich, manchmal ganz anders. Aber immer ist er so, wie ich es mir gerade wünsche. Kristofer Mancha ist mein Geschöpf, aus dem Sperma meiner Sprache erschaffen. Ich bin sein Vater. Er muß mich lieben.

Am Sonntag schlendern wir gemeinsam die Straßen entlang. Wir gehen seitenseit, der Jüngere links vom Älteren. Entgegenkommende Frauen schauen wir aus den Augenwinkeln an.

Das Gespräch eröffne allemal noch ich. Ich spreche am liebsten über Bäume. Sieh Dir das an, rufe ich aus, Verblüfung heuchelnd, die Knospen schwillen bereits an. Nun erwarte ich von Mancha eine kluge, leicht spöttisch angehauchte Bemerkung. Das ist jedenfalls so unsere Art. Von Schmerzen wollen wir heute nicht reden.

Das Schweigen ist sowieso unsere angenehmste Beschäftigung. Wir verständigen uns stundenlang mit Blicken. Ich lese Manchas Wünsche von den Pupillen ab. In diesem Augenblick wünscht er sich, im Hochgebirge unterwegs zu sein. Auf gemütlichen Hütten zu rasten und zu übernachten. Abends erklingen die wehmütigen Bergsteigerlieder. Im gemeinschaftlichen Schlafrum schnarchen die Männer, ihre Schwänze eng an die Gesäße der Bergkameradinnen geschmiegt.

Im Nachtgebet bettele ich meine Herrin an, mir noch eine glaubhafte Zeile über Mancha zu schenken. Die notwendige Leere ist rasch hergestellt. Feinhörig suche ich meine Höhle nach herzbewegenden Klängen ab. Am Freitag ist mir die Seele meistens gnädig gesonnen.

Nicht nur Töne, es werden auch Farben geliefert. Ein erdverbundenes, tiefgründiges Braun etwa, wie man es auf alten Sepiazeichnungen findet. Es ist in der Lage, großflächige Herbstlandschaften zu füllen.

Aber Ende April ist es nur beschränkt einsetzbar. Das erste Grün der Blätter am Holunderbaum spritzt brutal den Augapfel zu. Ich müßte einen Filter über die Netzhaut legen.

Der Wind hat auf Süd gedreht. Er trägt das Rattern der fernen Züge hierher. Die alten Fluchtpläne glimmen wieder auf. Kriegerisch dränge ich sie über die Linie zurück. Ich will hierbleiben, hab ich gesagt. Dabei bleibt es. Basta. Erschrocken zittert die Spitze des versilberten Schreibstifts.

Es drängt sich wieder eine Pause auf. Sie wird diesmal höchstens drei, vier Minuten dauern. Dann ist das Zittern vorbei. Die Strömung kann weiterfließen. Eifervoll hängt die Zungenspitze zum Maul heraus. Das wollen wir als gutes Zeichen nehmen.

Im Radio ertönen derweil die Nationalhymnen verschiedener Länder. Ich dränge die Träne hinter das Augenlid zurück. Ach, wäre ich doch einer, der den Todeslagern entronnen ist.

Wie erschütternd käme mein Stimmchen daher. Es könnte vom Knochenmann berichten. Ich würde keinen Augenblick zögern, ihm Manchas Namen überzustülpen. Das Weitererzählen wäre dann eine Kleinigkeit. Mancha überlebt, weil er gelernt hat, sich von Würmern und Schnecken zu ernähren.

Aber wer will das schon hören. Also schlage ich vor, die Diskussion zu eröffnen. Da gibt es immer eine Möglichkeit, das Publikum aufzulockern.

Die jungen Damen stecken sich eine Zigarette an, bevor ich sie zu einem Kichern verführe. So hat sich doch noch der Leseabend für alle Beteiligten zum Guten gewendet. Zufrieden gehen wir auseinander, jeder auf seinen Wohnort zu.

Mein Platz ist die grobgezimmerte Bank am Waldrand. Die Fastenzeit ist vorüber. Behutsam fülle ich den Magen mit Kraftbrühe. Aus der schmutzigen Unterhose steigt der Geruch eines alten Mannes empor. Buchfink und Zaunkönig wetteifern um den lieblichsten Gesang.

Das Ländliche umgibt mich wie ein grobgestrickter Schal. Zeitweise stirbt ein Arm oder Bein ab. Ein beträchtlicher Teil der Gedanken bereitet mich auf den Aufenthalt im Altersheim vor.

Spätestens dort wird sich mein Kopf von Mancha trennen müssen. Mancha soll ewig leben, draußen in der Wildnis, zwischen Strauch und Gestein.

Regelmäßig reinigt er sich die Poren. Lebenswichtige Stoffe können ungehindert einströmen. In der großen Leibhalle vermischen sie sich zu einem nahrhaften Gemisch. So hält er es bis zu seiner Entdeckung unbeschadet aus.

Pilzesammler stöbern ihn im Unterholz auf. Für eine Flucht zum Fuchsloch ist es zu spät. Ich bin gespannt, wie er den Leuten sein Dasein erklären will. Er wird doch hoffentlich nicht seinen Erzeuger verraten.

Mancha soll alle meine Schuld auf sich nehmen. Ich war es, gesteht er, der sich an den Schülerinnen vergangen hat. Ich bin zwischen ihren Schenkeln gewaltsam in sie eingedrungen, habe mich von ihren Schreien nicht erweichen lassen, habe sie getötet und zerteilt, habe sie Stück für Stück gegessen, sagt Mancha.

Ich aber kann in meinem Versteck aufatmen. Die Gefahr ist wieder einmal gebannt. Ich werde mich demnächst bei Mancha mit einem langen Satz über sein merkwürdiges Leben bedanken.

Vorab jedoch habe ich mich der wichtigsten Aufgabe in der Morgenfrühe zu widmen. Sie besteht darin, alle interessanten Fernsehsendungen des Tages in der Programmzeitung anzukreuzen. Heute Abend darf ich um zwanzig Uhr fünfzehn auf keinen Fall die neueste Folge der Krimireihe Derrick verpassen. Ein weiteres Kreuz platziere ich bei der Eröffnungsfeier anlässlich der Wiener Festwochen. Es wird ein abwechslungsreicher Freitagabend werden.

In den Werbepausen lausche ich in mich hinein, höre das unentwegte Flüstern der Seele. Sie wird mir den langen Satz über Mancha schon noch rechtzeitig anbieten, vielleicht gar in der nervzerreibenden Mordszene, mittenhinein in das tierische Aufstöhnen des Opfers.

Ist ja nur ein Film, beruhige ich mich. Der Mörder ist so ein kleiner Dicker mit Halbglatze. Der schrohe Mancha kann nicht mit ihm verwechselt werden.

Das ist noch nicht der versprochene Manchasatz, er wäre viel zu kurz. Der Satz, den ich meine, müßte sich über mindestens drei Zeilen erstrecken, ordentlich aufgeteilt durch zwei Kommata. Vorsorglich gieße ich noch etwas Inländer Rum in die Kaffeebrühe.

Über Nacht hat sich wieder Nebel ins Kar geschlichen. Spontan pisse ich von der Terrasse ins tiefende Gras. Immer noch hoffnungsfroh kehre ich zum Bänkchen zurück, kreuze die Schenkel, neige demütig das Haupt wie Picassos Gitarrenspieler aus der Blauen Periode.

Was denn jetzt, meine Fürstin? Angestregter kann man nicht lauschen. Gib mir schon den ersehnten Satz, auch wenn er nicht so lang gerät wie erwünscht. Ein fernes Beben kündigt die Offenbarung an.

Da. Da ist es. Es schreibt sich nahezu von selbst ins Heft: Mühelos hatte sich Kristofer Mancha im Laufe der Jahre einen Vorrat an schöngewundenen Aussagen zurechtgelegt, einen Schatz, den er mütterlich hegte und bewachte. Nun aber wurde er von seinem herrschsüchtigen Engel aufgefordert, die langen Schnüre zu zerhacken, bis nur noch kurze Stücke übrig bleiben, aus drei, vier Worten bestehend. Die würden sich dann möglicherweise so anhören:

Das Feuer knistert. Draußen ist Nacht. Ruhig steht das Kerzenlicht. Ich lausche, wie immer. Schatten huschen, schreibt Mancha. Mein Mancha. Ich suche das verschlungene Hirngekröse nach seinem Antlitz ab. Nach einem Zucken seiner Wimpern. Mairegen betrommelt das hartgespannte Dach. Ein hellgrünes Licht breitet sich über dem Weidegrund aus.

Ausreichende Gewässer glucksen in Rinnen und Spalten. Es ist alles für das Erscheinen von Bewohnern vorbereitet. Ich beklage den Mangel an Menschen in meinen Ausführungen. Sie kommen in den Gesprächen, die meine Seele mit mir führt, nur selten vor. Die Toten, ja, die erscheinen haufenweise.

In langer Reihe zu viere marschieren sie durch mich hindurch. Allen voran natürlich Mama, ihr blaues Seidentuch zum Turban aufgetürmt. Ihre Augen schauen mich vorwurfsvoll an. Warum hast du die welken Blüten nicht längst durch frische ersetzt, scheinen die schmalen Lippen zu sprechen.

Ich bin ein miserabler Sohn. Dafür werde ich büßen müssen. Worte werden mir im Hals stecken bleiben und mich ersticken, schon bald.

Lebenszeit ist ein knappes Gut geworden. Geizig verengt sich der Mund, wenn ich von ihr spreche. Etliche Arten sind noch nicht ein einziges Mal aufgetreten im Textbuch. Ich kann mich nicht erinnern, je die Fliege erwähnt zu haben.

Sie hockte einst auf Manchas Unterarm. Hangelte sich geschickt von Haar zu Haar. Maisonne wärmte ihre zarten Flügel. Aus dem Bergwald rief der Kuckuck wie im Heimatfilm. Die Sumpfdotterblume spreizte kitschig ihr Gelb. Darf ich noch sagen, daß in den Rinnen des Kaisergebirgs der Restschnee dahinschmolz. Aus vorerwähnten Zeitmangel kann ich der zerklüfteten Landschaft leider keine weitere Aufmerksamkeit widmen.

Das nächste Blatt soll sich mit den Nebeln und Dünsten befassen. Ich lauere darauf, daß die grauen Tücher aufreißen. In den zerfransten Löchern erscheint die leidende Figur.

Gesichts- und namenlos verharrt die krumme Gestalt am Grab der Eltern. Über dem verwilderten Hügel der Mutter hinweg betet Mancha, wer sonst, alle Abschnitte des Vaterunsers. Am Grab des Vaters indes murmelt er nur, Du armer Hund.

Für einen kurzen Augenblick reißt die Filmmusik ab. Man hört deutlich das Ticken der Lebensuhren. Das nervöse Kameraauge huscht über betriebsame Windmühlenflügel, gleitet über vorwärts hastende Geschäftsleute auf endlosen Fluren. Wenige Grade weiter östlich tastet der Frauenarzt die vereiterten Eierstöcke der Patientin ab.

Die rasch wechselnden Bilder beweisen, daß allerorten ein Weiterleben stattfindet. Jedermann ist aufgerufen, sich daran zu beteiligen. Ich zum Beispiel stülpe die Lippen vor, warte sehnsüchtig auf das Kommando zum Küssen.

Eine Frauengestalt ist in den letzten Tagen hier oben nicht aufgetaucht. Aus purer Verlegenheit wende ich mich den naheliegenden Dingen zu, dem Korkenzieher, der Lupe, dem Pappendeckel für das gefüllte Weizenbiereglas.

Gelassen zieht der Blick verbindende Linien zwischen den Gegenständen. Es ist davon auszugehen, daß sie eine Beziehung miteinander unterhalten. Ich werde schon noch dahinterkommen.

Das Warten gelingt am besten in Biergärten, im Schatten der Linde. Es erweist sich als notwendig, den Blick anzuheben. Geschickt kriecht er durch die Lücken im Blattwerk, erhascht den Rand der Gewitterwolke. Noch ist genügend vom Blauen vorhanden. Stunden werden vergehen, ehe der Blitz zusticht.

Es wird mir nahegelegt, die Zwischenzeit zu nutzen. Ohne Hast beginne ich, den Spielraum anzulegen. Schmücke die Nischen mit Enzian und Alpenrosen. Mit gedrosselter Erwartung schaue ich die Reihen der Gartenstühle an. Dort müßten allmählich die Haupt- und Nebenfiguren heranwachsen.

Die Gesichter entstehen immer zuletzt. Sie lassen regelmäßig ein Erstaunen in meiner Brusthöhle aufglimmen. Du bist's, Natascha, rufe ich aus. Natascha lächelt. Du hast mich nicht erwartet, säuselt sie. Aus dem Rockschlitz grinst mich ein Stück vom Oberschenkel an.

Ich fühle mich dem Anblick nicht gewachsen. Erleichtert registriere ich das gemächliche Auftauchen des Kristofer Mancha. Er schlendert zwischen den Bäumen heran. Mancha ist ein Held. Er wird mit der strotzenden Flanke schon fertig werden, irgendwie.

Die Scheinwerfer können nun ausgeknipst werden. Ich lege die Brille auf der Tischkante ab. Im Dämmerlicht können sich die Augen ausruhen. Sie sehen nur noch das Nötigste. Die Kanten der Treppenstufen. Das verschlungene Geäst der Abendbäume. Unter mir die Umrisse des fettgefressenen Bauches.

Er gibt mir die Sicherheit, daß ich bin. Über Nacht werden sich im Darmgeschlinge die gefüllten Bläschen sammeln. Ihre zarten Häute platzen im ersten Frühlicht auf und geben wunderbare Inhalte frei, erstklassige Stoffe für Episoden aus dem Manchaleben.

Es ist schon vorgekommen, daß sich die Spitze des Kugelschreibers nach dem Morgenkaffee heißgewetzt hat an dem

aufseufzenden Papier. Eine geringfügige Übertreibung steckt schon drin im letzten Satz, das muß ich zugeben, aber er wurde mir genau so abverlangt von der unnachgiebigen Antreiberin. Was soll ich machen.

Ich könnte versuchen, den Standort zu wechseln. Fluchtartig den Waldrand verlassen. Auf Baum und Strauch verzichten, auf das Rascheln der Blätter im Abendwind. Das Zelt in der Einöde aufstellen, auf Sand und Gestein. Aber die unerbittliche Seele wird mich auch da aufstöbern, zwischen den gelbbraunen Hügeln.

Vielleicht wäre ich gar besser aufgehoben in den Katakomben der Weltstadt. Tagsüber hocke ich vor dem Sehschlitz. Im länglichen Ausschnitt erscheinen die blanken Knie-scheiben der vorbeitrippelnden Hausfrauen. Auch eine Handbreit vom Schenkelansatz ist manchmal zu sehen. Was braucht ein bescheidener Mann mehr. Faul ruht die Schreibhand im brachliegenden Schoß. Auf Wiedersehen also in Rio.

Auf der Strandpromenade werden wir zusammentreffen. Das Meer badet vor unseren Füßen. Setzen wir uns auf die weißlackierte Bank, mein Lieber.

Schau dir das an, sagt Mancha verblüfft. Königlich strömen die halbnackten Gestalten der Eingeborenen vorüber. Mancha heftet seinen Blick an das hervorragende Gesäß einer milchkaffeebraunen Frau. Es wird schwerfallen, ihn von der Küste fortzureißen und ihn wieder in den ostwestfälischen Forst zu verpflanzen.

Tagelang herrscht eine Ungewißheit, wer von uns beiden eigentlich die Hauptrolle spielt im Roman. Ich spüre, daß Mancha Kräfte gesogen hat aus den blühenden Hintern der brasilianischen Mädchen. Schon möglich, daß er mich von den nächsten Seiten verdrängt. Ich werde es klaglos hinnehmen müssen. Er ist das wichtigste Wort.

Die Müdigkeiten haben schon auf den günstigen Augenblick gelauert. Sie verlassen ihr Schlangennest, kriechen lautlos auf mich zu. Ergeben öffne ich die Schädelpforte. Ab jetzt mußt Du der Sprachwut alleine dienen, flüstere ich Mancha zu. Kopfnickend deutet er sein Einverständnis an. Na, denn.

Fromm faltet Mancha die Hände. Gesenkten Hauptes läßt er die feuchte Witterung über sich ergehen. Die dunklen Locken schüttelt er aus der Stirn. Er wünscht sich, einen eindeutigen Auftrag zu erhalten.

Würde gern zwei, drei Schritte vorwärtsschreiten auf dem bemoosten Waldweg. In der Kurve auf die gebeugte Gestalt der Pilzesammlerin stoßen. Je tiefer sie sich zu den Waldfrüchten hinabbeugt, um so höher steigt der Rocksäum über die Kniekehle hinaus, entblößt die feisten Schenkel der Fünfzigjährigen.

Mancha verspürt große Lust, sich rücklings an die Sammlerin heranzuschleichen, heimtückisch die Arme von hinten um ihre Brüste zu schlingen. Wieder so eine sinnlose Geschichte. Sie wird sich keinen Zuhörer erobern können.

Ich werde mir Wort für Wort in die eigenen Ohren stopfen müssen. Mit den Stäbchen an die Ränder der Silben klopfen, auf Klänge hoffen. Wenigstens mir sollte die Musik gefallen. Die Flötentöne der Hauptwörter spannen ihre weiten Bögen über meinem Schädeldach aus. Ich aber hocke däumlingklein unter den Brücken und lausche.

II.

An diesen lichtreichen Vormittagen im März wimmelt es manchmal von Gesprächsmöglichkeiten. Unversehens wird man in ein Frage- und Antwortspiel hineingezogen. Die erste Frage, wahrscheinlich von einer mir nahestehenden Frau gestellt, könnte lauten, warum hast Du mich so lange nicht besucht.

Glücklicherweise schenkt mir ein Geistesblitz die einleuchtende Antwort. Die Straßenverhältnisse waren miserabel in letzter Zeit, sage ich brusttönig. Oberhalb der Augenbraue fältelt sich Mariankas Stirnhaut. Aber ich lasse mich heute morgen nicht in die Enge treiben. Die Wahrheit bleibt eingeschlossen. Nach dem Kaffeeschlürfen werde ich sie den verschwiegenen Blättern anvertrauen.

Da wäre in Jahrzehnten nachzulesen, daß ich tatsächlich deswegen nicht zu Marianka gefahren bin, weil ich es in der Nacht nicht ausgehalten hätte, die Wärme ihres pummeligen Hinterns zu spüren, ohne beide Hände gierig nach jenen Halbkugeln ausstrecken zu dürfen. Die schlechten Wegverhältnisse waren immer nur ein Vorwand, eine Ausrede, ja, eine dreiste Lüge. Und ich ängstigte mich allerorten, dereinst angeklagt zu werden für alle meine Lügereien. Die einzigen Wahrheiten stecken im Mancharoman. Alles, was ich bisher von Mancha berichtet habe, entspricht seiner Wirklichkeit in meinem Kopf. Ich habe stets nach den zutreffendsten Wörtern gefahndet, um Manchas seltsame Gemütsverfassung auf dem karierten Papier darzustellen. Das schwöre ich, beim Seelenheil meiner Mutter.

Im Mancharoman stimmt alles, bis aufs kleinste Detail. Sein behutsames Ergreifen, zum Beispiel des Suhrkamp Taschenbuches Nummer achthundertsiebenundsechzig mit dem Titel Toteninsel von Gerhard Meier, hat sich tatsächlich so ereignet vor meinem Binnenauge.

Er hat das zartgebaute Büchlein nicht etwa vorn am Beginn geöffnet, sondern an einer beliebigen Stelle im hinteren Teil aufgeschlagen, etwa zwischen den Seiten einhundertundzwölf und einhundertunddreizehn, läßt sich aber vom eigenwilligen Blick zur rechten Seite einhundertunddreizehn hinüberlocken, wo sein Lesen in der oberen Hälfte der Seite einsetzt:

Und dieses dumpfe, geruhsame Ticken gemahnte an eine Standuhr in einem Pfarrhaus, wo ein Bild an einer Wand hängen müßte, ein Mädchen darstellend in blaßgrünem

Damastkleid, um den Leib eine goldene Kette, auf dem Kopf (wobei Mancha es lieb gewesen wär, er hätte hier das Wort Haupt vorgefunden) einen Putz aus Gold- und Silberfitter, den Kindertotenschädel in Händen haltend und eine weiße Rose.

Als Mancha bis hierher gelangt war, klappte er erschüttert das Büchlein zu. Auch ich schließe nun mein Notizheft. Es wird höchste Zeit, die Toilette aufzusuchen, um den drängenden Kot aus dem Enddarm zu entlassen. Bis später also.

Da bin ich wieder. Also weiter im Text. Beim Scheißen gerade huschte der schwingende Rocksaum eines Schulmädchens durchs Hirngekröse. Das wär was für Mancha, hab ich denken müssen.

Mein Held ist inzwischen zu einem angejahrten geilen Sack hinter meiner Stirn herangereift. Am Rand des Schwimmbekens stehend, lauert er den trippelnden Schritten der jungen Frauen hinterdrein. Die Pupillen versteckt er im Augenwinkel.

Aber der Bademeister merkt doch, was los ist. Mancha o Mancha, eines Tages werde ich zusehen müssen, wie Dich die Beamten der Sittenpolizei in Handschellen abführen. Wie soll es dann weitergehen mit dem Manchaleben auf dem Papier.

Ich kenne mich nicht aus in Haftanstalten. Vermutlich rührt sich Kristofer Mancha im Gefängnis nicht mehr. Stocksteif liegt er auf der Pritsche. Die Wände der Einzelzelle sind mit Bildern von hüpfenden Mädels geschmückt. Eintönig rasseln die Schließanlagen.

Nun ja, noch ist es nicht soweit. Noch sind wir beide frei. Laß uns den ersten heiteren Samstag nutzen, um wie einst Baur und Bindschädler über die blühenden Matten zu wandeln, die Spitze des Wanderstocks genußvoll in den aufgetauten Boden zu stoßen.

Teilweise wird auch der Spazierstock benutzt, um auf die prallen Knospen des Strauchwerks hinzuweisen. Weißt Du,

daß schon im Januar wieder die ersten Säfte den Stamm hinaufkriechen. Mancha nickt stumm. Mehr habe ich nicht von ihm erwartet. Immerhin sind über Dreiviertel der Seite gefüllt.

Sorgfältiger als ich kann man sich auf die Schreibarbeit nicht vorbereiten. Einen gegrillten Tintenfisch hab ich mir im »Roma« servieren lassen, damit genügend Eiweiß die Hirnzellen besetzt. Außerdem habe ich um reichlich Zucker für den Espresso gebeten. Denn Glukose ist der zweite wichtige Nährstoff.

Nun lauern die feistgefütterten Hirnwülste auf den Anruf. Auf die hochgetürmte Welle, in deren Gischt die verschollenen Bildnisse aufleuchten können. Nun zeigt mal, was ihr gelernt habt, sage ich spöttisch zum Nervengewirr im Bereich der Broca'schen Windung. Ich erwarte eine ordentliche Arbeit.

Gemütlich lehne ich die Schulter ans Sofakissen. Nippe vom selbstgemachten Holunderlikör. Ich werde schon merken, wenn eine Erinnerung an die Knabenzeit zur Sprache gefunden hat. Dann pflücke ich die Wörter wie eine reife Frucht und klebe sie hintereinander ans Papier. So einfach habe ich es mir inzwischen gemacht.

Die Blätter verteile ich wahllos an die umliegenden Haushalte. Wer Lust hat, kann am Feierabend nachlesen, wie ich in der Verschwiegenheit der Winternacht das Mädchen Lucia in den Hausflur gedrängt habe, um meine klammen Hände an ihren molligen Brüsten zu wärmen.

Morgen werde ich andere Blätter mit anderen Geschichten herumreichen. Keine davon wird Herrn Ranicki gefallen.

Eines Tages werde ich spannende Abenteuergeschichten anzubieten habe. Ausgedehnte Wildnisse locken seitenlang. Vor allem die Bergseen haben es mir angetan. Fiebrig suche ich die Wanderkarten nach diesen rundlichen, hellblauen

Flecken ab. Am Grund der tiefen Wasser vermute ich rätselhaftige Schätze aus meiner Frühzeit.

Mit der streichelnden Innenhand beruhige ich das rasende Herz. Die beiden Helfer schrauben den Taucherhelm fest. Die Stirnlampe blitzt auf. Vermutlich werde ich im Morast auf die gutenhaltenen Leichen der Ermordeten stoßen. Lediglich die After sind ein wenig ausgefranst vom steten Ein- und Austritt der Würmer oder auch Maden.

Mühselig wische ich den Schlamm von den Gesichtern. Mama und Papa starren mich vorwurfsvoll an. Ich habe genug gesehen. Heftig ziehe ich an der Signalleine. Holt mich herauf, denke ich grellschreiend.

Keiner von den Leuten oben wird mir glauben, was ich da unten erblickt habe. Freundlich kräuselt der See seine zahlreichen Lippen.

Ich habe mich in meine Bucht zurückgezogen. Durch das Ostfenster bin ich mit der Wald- und Wiesenwelt verbunden. Hier kann ich mich vom Menschlichen ausruhen. Kampflös senke ich die Schultern ab. Das Nachdenken hat sich ins Gedärm zurückgezogen. Sollten Worte benötigt werden, stiehlt man sie dem Meister von den Lippen weg. Er merkt es meistens nicht, weil er zu viele davon hat.

Neuzusammengesetzt ergeben die geklauten Wörter eine kleine Nachricht. Sie kann nur von Freunden verstanden werden. Eva Dekerk zwinkert mir aus dem Augenwinkel zu. Sie weiß, daß es wieder um Schuld und Sühne geht.

Die Morde sind noch nicht verjährt. Reste vom gemetzelten Frauenfleisch lagern noch in der Kühltruhe. Der Appetit hat nachgelassen. Höchstens zweimal in der Woche knabbert Mancha an Nataschas Schenkel. Er mag nicht mehr das Süßliche schmecken. Eigentlich wäre er froh, wenn bald die Polizisten zur Tür hereinstürmen würden.

In der Anstaltszelle, auf dem Rand der Pritsche hockend, gäbe es reichlich Gelegenheit, über die Vorteile des Aus-

gehöhltseins nachzudenken. In der leergeräumten Leibhöhle könnten sich derbe Geräusche und Bildnereien einnisten. Neuesten Mitteilungen aus dem Hintergrund der Höhle ist zu entnehmen, daß ich endlich aufhören soll, das Notizbuch zu umklammern. Verlegen wie ein Ertappter lege ich es aufs runde Eisentischchen zurück.

Sei mir wieder gutgesonnen, bettele ich meine Fürstin an. Ich kann auf ihre Geschenke nicht verzichten. Sie rückt ergreifende Schicksale ins Blickfeld, zermürbte Gestalten, die hüstelnd und röchelnd um Hilfe flehen.

Aus dem Elendshaufen wähle ich Marions Vater aus. Der Lungentumor hat sein Fleisch aufgeessen. Häute und Knochen sind übrig geblieben, um die Familie zu erschrecken. Alle zwei Stunden flößt die liebe Tochter Marion dem Skelett ihres Vaters dreißig Tropfen Morphinum ein. Ausgefranste Lippen mümmeln lautlosen Dank. Daß man doch endlich sagen könnte, Vater hat ausgelitten.

An der Schläfe des Sterbenden hat sich eine Mulde gebildet, um letzte Grüße und Küsse aufzunehmen. Marions schmale Lippen sind schon gespitzt. Jenseits der dichten Fenstervorhänge lärmt der blutjunge Frühling.

War es ein Fehler gewesen, die traurige Tonart angestimmt zu haben. Die Herznischen nach einem ersten Schmerzenswort abgesehen zu haben. Voreilig habe ich meine Vermählung mit dem göttlichen Augenblick bekanntgegeben. Ich hätte die ungläubigen Mienen bemerken müssen. Dem Gelächter der Fachleute werde ich mich nur durch eine längere Reise entziehen können.

In den gelbledernen Koffer packe ich hinein die Leselupe, eine Land- und Meereskarte vom Archipel der Kanaren. Laue Winde werden mir bald die Hirnporen öffnen. Pünktlich um zehn knote ich die Kordel des gestreiften Bademantels auf.

Einheimische Mädchen übersäen den Strand mit ihren Kuppen und verborgenen Talfurchen. Ich spüre schon ihre

erfahrenen Hände am Nackenspeck. Mühelos lösen sie die
Verspannung auf. Aus hellen Augen schaue ich mich um in
der südlichen Welt.

Von solchen Reisen bringt man kraftvolle Figuren heim.
Die verströmen noch lange den Geruch des Lebens. Rosalia
tänzelt im Sambaschritt auf der Tischkante entlang. Ich
lege ihr die Wolldecke um die Schulter. In Ostwestfalen
herrschen rauhere Lüfte als in der Bucht von Enramada.

Wie in jedem Jahr um diese Zeit, brechen am Morgen die
alten Wundmale auf. Dickflüssiges Blut rinnt von der
Schläfe herab. Ich versuche, gelassen zu bleiben. Rosalia soll
sich nicht vor mir fürchten müssen. Mit eherner Miene
gebe ich mich den alltäglichen Gewohnheiten hin.

Gegen elf stecke ich meine Zungenspitze tief in Rosalias
keimfreie Scheide. Einige Tropfen vom dunklen Schläfen-
blut fallen auf ihre Bauchdecke. Kurz vor halb zwölf rucke-
le ich einige Seufzer los, zuerst bei mir, später auch bei
Rosalia. Nun ist bald Zeit, sich um das Mittagmahl zu
kümmern. So rasch strömen Vormittagsstunden dahin.

Taglicht breitet sich in der schummerigen Kochecke aus.
Taubheit kriecht durch geheime Kanäle ins Rückenmark.
Am Nacken wächst eine Perle aus Schweiß. Ich weiß nicht,
wohin damit.

Zur kochendheißen Suppe gönnen wir uns eine Scheibe
Schwarzbrot. Eine dritte Scheibe balanciere ich auf der
Breitseite des Messers zu Achternbusch hinüber. Er erkennt
mich schon nicht mehr. Herzliche Grüße von Kristofer,
raune ich an seinem riesigen Ohrtrichter. Was weiß man
schon vom Binnenleben der Geisteskranken.

Gutgelaunte Wellen schwappen möglicherweise vom linken
zum rechten Schläfenlappen und zurück. In einer Schaum-
krone leuchtet der helle Saum der Botafogo-Bucht auf. Die
Gesäße der Strandmädchen werden von kunstvoll gedreh-
ten Schnüren in gleichschöne Hälften geteilt.

Ein Schmunzeln huscht über Achternbuschs Antlitz. Ungeschminkt treten wir vor unsere Seelen. Abgemagerte Ärmchen haken sich umgehend ein. Gemeinsam und gleichzeitig entschuldigen wir uns bei Rosalia für die zunehmende Unverständlichkeit unserer Texte.

Komm, Kumpel, rufe ich Achternbusch zu. In großen Sprüngen fliehen wir vor Rosalias anschwellenden Brüsten. Endlich heimgekehrt, seufze ich am Ende der Flucht. Auf dem vertrauten Baumstumpf sitzend, schaue ich wieder allein den Hang hinab. Der Blick verliert sich im Dickicht unten am Bach.

Getreu wie ein Hund kehrt der Blick zu mir zurück. Im Maul trägt er reichlich Beute. Er legt sie vor meinen Füßen ab. Zu sehen ist ein Gewimmel aus Pflanzen und Tieren. Mit einem leisen Aufschrei kann ich den neuen Abschnitt beginnen.

Das dürre Blatt zappelt am Ast unter den Hieben des Ostwinds. Die Spinne kämpft im Winkel um die Erhaltung des Netzwerks. Erst später erscheint der Mensch auf der Lichtung. Es ist wiederum der Schweizer.

Seinen Hut dreht er unentschlossen in der Hand. Nana, denkt der Beobachter. Vom Weiblichen bisher keine Spur. Mit weitgeöffneten Nüstern nimmt der Schweizer die Witterung auf. Da ist nur der feinkörnige Duft der Buchinnen zu schnuppern.

Leicht benommen verläßt der Schweizer die Lichtung. Der Beobachter schaut noch eine Weile seinem schwankenden Gang nach. Vielleicht läßt sich demnächst eine überraschende Zeile daraus gewinnen.

Mit einer verlässlichen Aussage ist vorläufig nicht zu rechnen. Ergeben lehne ich den Rücken ans Polster. Das Hirngedärm mäste ich mit Nüssen und Rosinen. In den Dorfknäulen ringsumher lodert verspätete Fassenacht. Lehrerinnen kreischen den Refrain eins keltischen Liedes.

Ich schließe mich fester ins Holzgehäuse ein. Durch einen Strohhalm schlürfe ich die Wirkstoffe aus gemahlene Kaffeebohnen, braunem Rohrzucker und Brandy. Gemeinsam werden sie kurz vor zwölf ein Wunder vollbringen. Gähnend erwacht das heilige Tier. Die Sprachglieder reckeln sich. Ach, bleib mit deiner Gnade, säuselt der Engelein Chor. Ihre Ärschlein schwingen im Zweivierteltakt. Die Kampagne hat begonnen.

Erst am Aschermittwoch verlasse ich mein Gehäus'. Ich fühle mich fremdartig an. Vor dem Portal der Kirche bleibe ich stehen. Es geht hier nicht um mich, will mir ein Teufel einreden. Kunstvoll hat er seine sieben Schwänze zu einem Zopf geflochten.

Abwehrend schüttele ich das Haupt. Ich spaziere in die Grünanlage hinter der Kirche, wo die braunhäutigen Huren lauern. Sie haben den Ort berühmt gemacht. Ehe ich es begreife, steckt eine Zunge in meinem Ohr, speichelt die Muschel ein. Bewegungslos harre ich auf der Parkbank aus. Wie ein Kometenschweif leuchtet zwischendurch ein Gedanke an Friederike Mayröcker auf. Sobald sich die Zunge zurückgezogen hat, erhebe ich mich, setze den Bummel fort, als wäre nichts gewesen. Mandelaugen schauen dem seltsamen Touristen nach.

Auf dem Rückweg bedenke ich meine Pflicht. Niemals darf ich davon ablassen, nach dem reinen Geläut zu suchen. Es kann nur in der Leere zu finden sein. Ich vermute, es ist ein einfältig' Ding.

Bei der Suche darf ich das Thermometer nicht aus dem Auge verlieren. Es ist innerhalb weniger Minuten von nullkommaacht auf nullkommasieben gefallen. Straffer ziehe ich den Schal um Hals und Schultern. Gelassen sehen wir dem Frost entgegen.

Meine Buchinnen wappnen sich ebenfalls. Grimmig ziehen sie die Poren der silbrigen Rinde zusammen. Ihre Antlitze richten sie einmütig nach Osten. Auf der Hochfläche sammeln sich die Heere der Windmacht.

Bei Einbruch der Dunkelheit werden sie ihre erste Attacke gegen den Waldrand reiten. Bis Mittwoch soll die Temperatur auf minus fünf Grad gesunken sein. Die Lungenkranken husteln beim Anhören der Radiomeldungen.

Mein Vater war zeitlebens einer von ihnen. Zum Schluß ging sein Husteln in ein Röcheln über. In einer tiefen Mulde in der Schläfe nistete sich der Todesbote ein. Mama und ich verständigten uns mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken.

Da sieht man, wo es mit einem Mann hinkommen kann, der ein Leben lang die Gesundheitsregeln mißachtet hat. Verrecken muß er, und nicht einmal das Mitleid der Weiterlebenden begleitet seinen letzten Atemzug.

Der Darm ist gründlich entleert. Wohlig kuschelt sich das Gesäß am Sofakissen. Da bin ich wieder, sage ich zur brodelnden Seele, welches Bildchen wirst du gleich in der Kuppel aufleuchten lassen. Du weißt es ja, alle Zeit bin ich dein lockeres Werkzeug. Sag mir, was du willst, ich werde Dir mit Wort und Tat dienen.

Eine Vorliebe kenne ich nicht mehr. Ich nehme alles, was in der Höhle auftaucht an Strömen und schäumenden Wellen. Ah, diesmal schwappt ein pfißiges Grinsen herüber. Natürlich weiß ich sofort, daß es zum Antlitz von diesem Wiener gehört, sein Name lauert schon im Hinterhaupt. Ein großes A schiebt sich über den Horizont. Heh, Anselm, rufe ich so fröhlich wie möglich.

Lange Zeit war er nicht aufgetreten in den abgeschirmten Schauspielerien meines Bewußtseins. Du bist etwas fetter geworden, sage ich zu Anselm, schmiedest du immer noch diese knappen Sätze in Deiner Werkstatt. Ehe eine Antwort aufglimmen kann, ist Anselm in den Kulissen verschwunden.

Ich beeile mich, eine Niederschrift von seinem Erscheinen anzufertigen. Meine Chronistenpflicht ist damit erfüllt.

Nun darf ich nicht mehr bestraft werden von der unbarmherzigen Bewacherin.

Da ist es wieder, das Schweben. Diesmal habe ich es mit drei großen Schnäpsen bezahlen müssen. Das ist noch wenig. Balzac hat täglich dreißig bis vierzig Tassen Schwarzkaffee trinken müssen, damit das labberige Gehirn in zügige Fahrt geriet.

Nun dümpel ich in einem Ozean aus purem Vertrauen. Es wird gelingen, singt lauthals der gemischte Chor. Ich, Eduard Gustav Malessa, bin dazu auserkoren, die Schönheit der alltäglichen Gesten zu preisen.

Das zärtliche Ertasten der Vorhaut, die Befeuchtung der geschürzten Lippe durch Nataschas glänzender Zungenspitze. Ich werde nicht müde werden, für diese Bilder eine göltige Musik zu erfinden.

Vom Leben verabschiedet man sich wie von einem langen Winter. Man ist froh, daß der Kälte nun endlich ein Ende gesetzt wird. Erwartungsvolle Blicke steigen von den Leichentüchern auf.

Als angenehm wird die Zurückhaltung des Denkens empfunden. Das Gedränge der Sehnsuchtsmasken ist erloschen. Sprachbröckchen klammern sich ans erstarrende Blut. Ein wärmer und wärmer werdendes Licht strömt durch die weit geöffneten Luken zu mir herein.

Zur Trauerfeier tragen die Bergknappen ihre dunklen Hüte mit dem weißen Federbusch. Wiederum ist ein Kamerad vom herabstürzenden Gestein erschlagen worden. Die Kapelle bläst das Bergmannslied. Dazu schluchzt der grubeneigene Männerchor, Glück auf, Glück auf.

Karl Dombrowski ist tot. Die Witwe hängt zwischen den Armen der beiden Söhne. Einige Nachbarn sind froh, zu den Weiterlebenden zählen zu dürfen. Krampfhaft halten sie den Gedanken an ihr Ende unter Verschuß.

Noch nimmt der Magen die meisten Speisen und Getränke an. Die Achselschweißse riechen nach einer unerschütterlichen Gesundheit. Bald wird unsereiner wieder unterwegs sein in den zerklüfteten Bergen.

Das Hinterhaupt schwenkt in den Nacken, um den Gipfel erschauen zu können. Das vereinsamte Männerherz wünscht sich, in der nächsten Kehre auf die mollige Rückseite der Wanderin zu stoßen. An ihrem Nacken kräuseln sich die nachtdunklen Haare.

Eine Weile keucht man hintereinander den Steilpfad hinaus. Später verbreitert sich der Weg und ermöglicht ein Nebeneinanderschreiten. Die Bergwiesen blühen. Es ist nicht auszuschließen, daß Mann und Frau später gemeinsam im Blütenmeer versinken werden.

Das einzige Gebet des Tages spreche ich am Morgen. Es ist sehr kurz. Es besteht immer nur aus den beiden gleichen Sätzen. Hier hast du mich, Herr. Du führst mich ergebenden Diener. Sobald das ausgesprochen ist, fallen die Schultern erleichtert herab. Ich habe meine Arbeit geleistet.

Nun wollen wir mal sehen, wie freundlich mir der Schöpfer gesonnen ist. Als ich noch der Katechumene Eduard Gustav war, hatte ich im Gottesdienst des öfteren den Choral, So nimm denn meine Hände, zu singen. Kirchgänger werden das Lied kennen. Die Melodie beginnt im unteren Bereich, schraubt sich von Vers zu Vers stufenweise höher, um siegesgewiß auf einem Plateau auszuharren.

Nun haben die angereicherten Eiweißmoleküle Gelegenheit, sich in der Blutbahn abzusetzen. Noch haben sie eine lange Reise zum Hirn vor sich. Bei ihrer Ankunft gibt es einen lärmenden Tusch. Die Schädeldecke erzittert. Der elektrisierte Arm wird zu den Schreibwerkzeugen gezerrt. Von oben herab schaue ich zu, wie da unten an der Tischkante eine Reihe von Sätzen entsteht. Unbegreiflich erscheinen sie mir, eine fremdartige Welt. Dennoch klatschte

ich etwas später in meine Patschhändchen und rufe begeistert, Ole.

Die Nerven dürfen hinfort keine Rolle mehr spielen. Ich klemme sie fest in den Schraubstock. So, nun versucht mal, Euch zu rühren, rufe ich ihnen höhnisch zu. Ungestört spiele ich das mir angenehme Leben weiter.

Die Beleuchtung wechselt vom Gelblichen ins Bläuliche. Die Figuren sind nur noch schemenhaft zu erkennen. Aber zweifellos erwachen Dialoge zwischen den auftretenden Männern und Frauen. Deutlich höre ich Manchas Stimme heraus.

Möglicherweise spricht sie zu Anna, der unsterblichen Zigeunerin. Gern wüßte ich, wie sie es bis jetzt geschafft hat, Manchas Messern zu entkommen. Ich kann mir vorstellen, daß sie in den entscheidenden Augenblicken, also immer wenn Mancha zustechen wollte, sich rasch niedergekniet und ihr Gesicht an seinen Oberschenkel gepreßt hat.

Da blieb er gebannt an seinem Platz stehen, ließ mit leisem Aufstöhnen das Stilett ins Gras fallen. Da wußte Anna, daß sie wieder eine Nacht lang gerettet war.

Derweile hocke ich mit schmalen Schultern in der Enge. Ich sitze zwischen Anderen. Auch ihre Schultern werden zusammengequetscht. Gemeinsam reisen wir zu einem fernen Inselreich. Dort wird die Sonne steil über unseren ungeschützten Häuptern stehen. Immerzu schütteln wir die blutwarmen Hände der Eingeborenen.

Wir Männer belächeln die hervorragenden Steiße der einheimischen Mädchen. Karelia heißen sie und Tamara. Verschmitzt öffnen sie für einen Augenblick ihr blühendes Lippenpaar. Ich frage mich, warum ich nicht schon früher die Reise angetreten habe.

Schon seit Jahrzehnten könnte ich mit einer mandeläugigen Frau unter dem Palmendach hausen. Dicht umstehen uns

die tropischen Baumriesinnen und schauen gutmütig auf unsere vereinten Schöße herab.

Tagsüber sitze ich auf meinem Felsbrocken am Strand. Ermüdete Leiber strömen vorüber. Halbherzig winke ich ihnen nach. Ihre Sprache ist mir fremd geworden.

Weit hinaus hab ich mich gedichtet. Fern von der Heimatstadt bewohne ich mein abgelegenes Inselchen. Eng eingezäunt von Baum und Strauch. Von Zweig zu Zweig hab ich das Frauenhaar ausgespannt. Schwarzes und Braunes und Blondes. Die grauen Haare habe ich auf den Komposthaufen geworfen.

An die älteren Frauen will ich nicht mehr erinnert werden. Vergessen sei ihr Gekeif in den Hallen der Ferienhotels. Auf der Klippe hoch über der Bucht habe ich seinerzeit gewohnt. Zwischen Daiquiri und Bucanero kräuselt sich allabendlich die Meereseide. Allmählich löst sich das gestockte Blut in wörtliche Rede auf.

Ich verdächtige Dich der Untreue, sage ich zu Marianka. Ehe sie den Mund öffnet, weiß ich die Antwort. Ich schlafe mit wem ich will, sagt sie. Ihre Oberlippe krümmt sich zum höhnischen Bogen.

Kühl rieselt der Sand durch meine kraftlose Hand. Ich sehne mich zurück zum heimischen Gebüsch. In der Heimat, denke ich, schwebt nun bald der Weihnachtsschnee herab.

Die festlichen Tage dräuen. Ich habe beschlossen, die Achseln zu reinigen, den Schmand von der Eichel zu wischen. Vielleicht will man mit mir spielen wollen. Wenn man mich nahe heranzieht, möchte ich nach Arnika duften.

Später, nach den Feiertagen, darf ich wieder in meiner holzgetäfelten Ecke verschmuddeln. Ich darf davon ausgehen, daß auch Hans und Grete nicht auf mich stoßen werden. Stoppelbärtig halte ich die Gesichtsschneide den Westwinden entgegen.

Wie seit altersher fliehe ich zu den Wörtern. Sie haben mich allemal vor der Schmach bewahrt. Rein wie Kristalle rieseln die schwächtigen Sätze, sammeln sich am Grund zu verzweigten Balladen. Aus großer Höhe schaue ich wohlwollend auf sie herab.

Inzwischen ist mir das Winterfell gewachsen. Den Dörflern fällt es schwer, mich liebend zu umarmen. Die Gastwirtin schaut an meinem linken Ohr vorbei ins Himmelsblau. Ich schaukele derweil den Oberkörper vor und zurück, bis ich ein Gleichgewicht gefunden hab.

Draußen im Forst ist die Jagd angeblasen. Ich bin noch unentschieden. Soll ich mich auf die Seite der Treiber schlagen oder gehöre ich zum verfolgten Wild. Die Herren ringsum tragen dicke Bärte. Sie flößen mir tierische Furcht ein.

Ich betäube das Entsetzen mit alkoholgetränkten Wattebäuschchen. Allmählich lösen sich die kantigen Schultern der Flintenträger auf. Aus dem Dunstschleier erwachsen an ihrer Stelle die zarten Gestalten der Suomimädchen.

Heimlich schleiche ich mich in ihren Reigen ein. Sie bemerken mich, ohne zu erschrecken. Ich gebe mich als Maler aus Frankreich zu erkennen. Zweifellos glauben sie meinen Worten. Kichernd lassen sich die Mädchen auf das Gebüsch zuschieben. In weiter Ferne knallen Schüsse durch den deutschen Wald. Die aber höre nur ich.

Der nächste Alptraum schwemmt eine Ansammlung von gestikulierenden Leuten heran. Am Morgen nach dem Aufschrecken nenne ich sie mein Publikum. Ich neige mich zur vordersten Reihe hinab. Welche Geschichte wünschen Sie zu hören, frage ich die grauhaarige Dame. Erzähl mir von der dicken Annemarie, Jungchen, flüstert sie mädchenhaft.

Gewiß meint sie die dicke Annamirl. Ihre Geschichte liegt so weit zurück. Verlegen krame ich in meinen Satzvorräten.

Hier wäre was, murmele ich und biete es der Grauhaarigen mit folgenden Worten an: Am Samstag reinigt Annamirl die Achseln mit einem tiefenden Schwamm. Den Schoß besprüht sie mit süßlichen Gewässern. In den Schlüpfen klebt sie eine neue Slipeinlage. Da klatscht die alte Dame und dreht sich aufmunternd zu ihren Freunden um. Röchelnd ersticke ich an der Bühnenkante am nächsten ungenügenden Satz.

Schweißgetränkt erwache ich in der Diensthütte. Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin. Aufgebläht werde ich von einer gewalttätigen Helligkeit. Ununterbrochen spielen alpenländische Blasmusikanten. Ihre Fußspitzen wippen im Viervierteltakt. Auf leisen Pfoten schleichen die Sehnsüchte herbei. Gern würde ich mal wieder Mozarts c-Moll Konzert zu hören bekommen.

Die bedächtigen Motive des langsamen Satzes mitsummen. Indessen der Schreibstift Zeile um Zeile aufs karierte Blatt zeichnet. Allmählich wächst eine Erzählung aus dem Satzgestrüpp heran. Zwei Knaben tauchen auf der schneeweißen Fläche auf. Sie halten gegenseitig ihre Geschlechtsteile umklammert, ein bezauberndes Bild.

Noch ist nicht zu ahnen, daß sie bald an einem gemeinsamen Strick vom Balken des Kornspeichers baumeln werden. Beide Häupter von einem Kranz leuchtender Gebirgsblüten umgeben. Unnachgiebig schiebt sich die Fönwolke vor die Sonnenscheibe.

Höhensturm ist angesagt. Die Schlagläden werden rappeln. Ich werde mich in die Ofenecke zurückziehen. Von hier aus lenke ich Manchas Geschick, bereite auf dem Papier sein Sterben vor. Gewiß kauert der Tod schon in seiner Leibhöhle und lauscht auf das Zeichen. Mit einem Nicken werde ich meine Zustimmung erteilen. Manchas Kopf sackt in meinen bewegungslosen Schoß. Die linke Hand ruht auf seiner erkaltenden Stirn. Die rechte schreibt seelenruhig an

den Aufzeichnungen weiter. So werden uns die Dörfler finden.

Sie schleppen den Toten und den Lebenden zum Holzhaus zurück. Es bleibt der geeignete Standort für uns. Sie haben mir die Bergschuhe ausgezogen. Nun können sich die Zehen zu Wurzeln entwickeln. Tief sollen sie in die schwarzbraune Erde hineinwachsen.

Meine Wetterseite wird sich allmählich dunkel färben. Im drahtigen Schopf säuselt der Wind. Den Regen fange ich mit der vorgestülpten Unterlippe auf. Täglich wachse ich ein winziges Stück dem Himmel entgegen.

Im stärksten Ast ist das Geschlecht untergebracht. Die heilige Jungfrau Tamara scheuert ihren braunhäutigen Rücken an meiner Rinde. Arglos hascht sie nach dem gequollenen Glied. Atemlos halte ich still. Wollüstige Schubertklänge rieseln den Stamm hinauf und hinab. Küß mich, Tamara, bettele ich in kurzgefaßter Baumsprache. Eine Umarmung scheint sich anzubahnen. Perlende Klavierläufe ranken sich um die anpassungsfähigen Leiber von heiliger Jungfrau und Menschenbaum. Ungelenk strecken sich alle meine Zungen aus. Bis zum Abend werden sie Tamaras Klitoris erreicht haben. Mit einem engelhaften Seufzer versinkt die Kubanerin in meinem ausgedehnten Wurzelwerk.

Die Vereinigung ist überstanden. Ich sitze wieder allein in meinem Winkel. Noch bleibt die frische Nahrung im Hirn aus. Lediglich ein paar alter Weiberröcke vom letzten Strandurlaub dümpeln noch in der Altlauge.

Die Säume schwappen lässig durch die Erinnerungszelle. Schwach glühen die Verbindungsdrähte. Ich heize sie mit Kaffee und Cognac ein. Es hapert, wie stets, bei den Übergängen. Die Schmiermittel fließen zu zäh.

Vielleicht sollte ich ganz darauf verzichten. Ich nehme, Herrin, was Du mir gibst. Wie Du es mir gibst. Ich wische

den Belag von der Rückseite der Stirn und klatsche ihn auf karierte Blatt.

Macht damit, was ihr wollt, möchte ich dem anwesenden Publikum zurufen. Demnächst wird es wieder etwas zu erzählen geben, füge ich leutselig hinzu. Es handelt sich um die Geschichte vom Lauschen und Dienen. Als Diener käme nur ein Schnapstrinker in Frage. Eingeweihte wissen, von wem ich rede.

Mancha also neigt lauschend das verfilzte Haupt. Die Anweisung erfolgt aus dem zerfetzten Wolkengehäuf. Es ist ein Marschbefehl. Mancha erhebt sich automatisch. Mit durchgedrückten Knien stakst er den Waldweg entlang. Sein Schicksal ist ungewiß. Wahrscheinlich hat er sich wieder für mich zu opfern. Ungerührt stecke ich das trockene Holzschert in den Ofen.

In der lauwarmen Zimmerluft bereite ich meine nächste Flucht vor. Ich werde diesmal auf dem Seeweg fliehen, quer über den Atlantik, in der schwärzesten Nacht. Das Antlitz ist von Narben bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Mitreisenden halten mich für ein verkümmertes Mütterchen. Mamas Seidentuch habe ich sorgfältig um den Kopf geschlungen. Das Summen der Triebwerke macht mich schläfrig. Ich träume vom paradiesischen Eiland. Halbnackte Frauen tummeln sich am Strand. Die bronzenen Gesäßkugeln winken dem Touristen zu. Mit zappelnden Augenlidern grüße ich zurück.

Sobald die Sonnenscheibe den Zenith berührt, ziehe ich mich in den Schatten der Palmenwedel zurück. Hier werden mich die Fahnder nicht suchen.

Belustigt zuckt der Herzmuskel. Ich danke Gott für den ungetrübten Blick auf Mädchenleiber. Karibische Klänge schaukeln vorüber. Machtvoll drängen sich beschwingte Hügel ins Bewußtsein. Die Brustwarzen der Tänzerinnen

richten sich steil auf. Beschämt senken sich die Blicke der Pensionäre auf die gefalteten Hände. Es wäre an der Zeit, mal wieder die Nägel zu reinigen. Sprach da nicht die mahnende Stimme meiner längst verstorbenen Mutter. Seit Wochen habe ich sie nicht mehr vernommen. Nun tönt sie wieder voll und rät, in meinem vorgeschrittenen Alter abzulassen von den jungen, dunkelhäutigen Frauen. Jawohl, Mama, verspreche ich inbrünstig. Mit einer heftigen Bewegung wische ich mir das karibische Spektakel aus dem Sinn. Artig ruht das geschrumpfte Glied zwischen den gekreuzten Schenkeln. Von Mamas Stimme ist im Moment nichts mehr zu hören.

Da strömt nur leidvoll das Adagio einer Violinsonate. Die Musik nährt die todtraurige Hintergrundstrahlung meiner Seele. Jetzt nicht niesen müssen. Die Würde des Augenblicks wäre dahin. Immerhin geht es darum, das Innerste eines Pensionisten für die Dauer eines kurzen Satzes nach außen zu stülpen. Sekundenlang glimmt die Totenmaske auf. Beim nächsten Lidschlag zerfällt sie wie der mutwillig erschütterte Gasstrumpf. Verlegen blicke ich mich um. Niemand scheint etwas bemerkt zu haben. Erleichtert wende ich mich der dunkelhaarigen Nachbarin zu. Kennen Sie den schon, flüstere ich an ihrem Ohr. Laut auflachend winkt sie ab. Ich kenne alle Witze der Welt, sagt sie. Ist mir schon recht. Ich hätte eh nicht so rasch gewußt, was ich ihr Lustiges hätte erzählen sollen.

Still jetzt. War da nicht gerade ein Laut. Als hätte der Wind über straffgespannte Saiten gehaucht. Bei der Geburt der nächsten Klänge werde ich schon mithelfen können. Das Stöhnen und Pressen habe ich noch nicht verlernt. Mit weit gespreizten Schenkeln hocke ich über der Fäkaliengrube. Schon tropft ein fahlgelber Schleim herab. Die

Aasfresser sitzen geduldig im Astwerk und lauern auf ihre Brocken. Noch sind sie stets gut bedient worden von mir. Drüben, im Vorarlbergischen, klart der Himmel auf. Orgelmusik braust über Kämme und Grate. Die Alpen dichten mühelos ihren ehernen Gesang. Hier sind Könner am Werk.

Allmählich heißt es nun, Abschied zu nehmen von den großen K's. Kein schöner Land in dieser Zeit, läßt mich noch sagen. Unnachgiebig werde ich von Anselm Glück und Gerhard Meier in die Felsspalte zurückgezerrt. Gleich beginnt der Freitagskrimi, raunt mir Anselm zu. Ei verflucht, den möchte ich auf keinen Fall verpassen.

Mehr und mehr hat sich das Leben für mich zu einer Entspannungsübung entwickelt. Locker plappert das Mäulchen. Es lauern noch abertausend Geschichten darauf, von mir ausgeplaudert zu werden. Und ich ziere mich nicht. Wahllos greife ich mir eines dieser Mulattengesichtern aus dem Haufen heraus. Ich erinnere mich genau, es gehört zu jener Serviererin im Strandcafe. Soll ich noch einmal nachempfinden, was sich abgespielt hat auf den Pritschen nahe bei den auslaufenden Wellen. Ich sage Dir, da gab es Mädchenrücken, die bestanden nur aus Nervengeflecht. Geschickte Männerhände konnten darauf spielen, wie auf einem zarten Instrument.

Als ich endlich unten am Strand ankam, waren alle Rücken schon von Jünglingshänden belegt. Wie ich dann mit abwärtsgerichteter Stirn auf der Promenade zurückging, ruckartig das Hotelzimmer betrat, ist eine andere Geschichte. Aber auch wieder die Geschichte eines alternden Mannes.

Ihm fehlen die rechten Worte. Sie sind im Lauf der Jahre verloren gegangen. Er muß mit dem zurechtkommen, was ihm geblieben ist. Seine Sätze werden halt kürzer werden müssen.

Letzte Nachrichten fallen eh immer etwas knapper aus. Dafür gewinnt die Musik an Lautstärke. Gewaltige symphonische Bögen spannen sich in der Schädelhöhle aus. Die großartigste Brücke wird von der Totenmesse des Franzosen Berlioz gebaut. Auf ihren Planken werde ich in meinem letzten Stündchen ins Schattenreich hinüberschreiten. Die Verwandlung der schwierigen Materie in reine Seelenenergie ist abgeschlossen. Kein Stuhlgang wird mich in der nächsten Zeit vom Lauschen auf die göttliche Stimme ablenken können.

Essen und Trinken spielen nun keine Rolle mehr. Nüchtern beginne ich wie ein Stehgeiger mit den Silben zu musizieren. Es ergeben sich girlandenartige Klanggebilde. In der Generalpause winke ich den Senioritas mit geschminkten Augenlidern zu.

Karelia und Anna-Maria winken zurück. Geschmeichelt spiele ich mich vor ihnen als freundlicher Alter auf. Bärenhaft tapse ich am Bühnenrand auf und ab. Den Beifall warte ich nicht ab. Halleluja, brülle ich mit wild rotierenden Augäpfeln. Nun ahnen sie, daß ich besessen bin und von einer unheimlichen Macht gesteuert werde. Arm und Bein unterliegen den Befehlen meiner unerbittlichen Königin.

Die Aufmerksamkeit soll ich auf das untere Ende der Wirbelsäule richten. Dort steigt Kundalini auf, die heilige Schlange. Zwischen den Schulterblättern hindurch schleicht sie sich an den Hinterkopf heran. Ihr Ziel ist die Broca'sche Windung im Hirn. Vorausschauend setze ich die Pudelmütze auf. Ich möchte die Erleuchtung mit angewärmtem Haupt empfangen.

Bis es soweit ist, plaudere ich mit den arglosen Besucherinnen. Großväterlich tätschele ich ihnen die Wange. Die Älteren unter uns mögen dabei an das Bild Adolf Hitlers denken, der im Hof der zerbombten Reichskanzlei den ausgemergelten Kämpfern das Eiserne Kreuz ans Revers

heftet. Aus toten Fischeugen blicken die Knaben ihren Führer an.

Feierlich ist mir zumute. Erwartungsvoll sucht das Stirnauge die Innenräume ab. An meinem Geburtstag würde ich gerne auf eine Gemütfülle stoßen. Locker verschränken sich die Arme vor der Brust. Mal sehen, was da auftaucht am übersichtlichen Horizont.

An meinem Ehrentag werde ich doch wohl mit angenehmen Gaben rechnen dürfen. Sie alle wissen, wie sehr mir die straffen Schenkelbögen und Arschkugeln am Herzen liegen. Eine einzige liebliche Frauengestalt wäre mir Geschenk genug.

Mit bebenden Fingern würde ich die Verschnürungen aufknoten, das Verpackungsmaterial behutsam zur Seite biegen. Der Blick würde sich schmetterlingsart auf der schimmernden Hautbahn niederlassen.

Herzlichen Glückwunsch, scheint ein Gratulantenchor zu jubelieren. Dankbar stecke ich mir das angenehme Geschenk in den Mund und schlecke inbrünstig die glattgeschliffenen Buckel ab. Ach, eine Geburtstagsfeier dürfte so schnell nicht zu Ende gehen.

Nun treibe ich auf die sechzig zu. Es wird Zeit, der Wahrheit näher zu rücken. Selbsttätig soll das entspannte Mäulchen Erlebnisse ausplappern. Ich treibe den Strom hinab, höre ich mich sagen. Beide Arme liegen locker auf dem Bootsrand. Ich nehme jede Welle hin.

In äußerst langsamen Sätzen berichte ich vom Weitergang der Flußfahrt. Am Ufer treiben die Ansiedlungen vorüber. Hinter den klobigen Mauern vermute ich Menschenleben. Der Kopf will noch nicht von seinen Helden lassen. In einer engen Kehre taucht Mancha auf. Mit bedächtigen Handzeichen erinnert er mich an mein Versprechen. Auch im Angesicht meines eigenen Endes habe ich von Manchas Dasein zu berichten.

Das Schreibheft drücke ich fest gegen die Knie. So fange ich die schaukelnden Bewegungen des Bootes ab. Im Ausland steigt ein Reiher auf. Vergeblich schaue ich den gekrümmten Schwingen nach.

Der Vogel will mir heuer nichts sagen. Ich muß mit meinem Silbenhaufen auf erregendere Gestalten warten. Muttattinnen mit dicht behaarten Schenkeln haben mir einst den süßesten Gesang entlockt. Wer weiß, welche Verlockungen in der nächsten Flußbiegung auf mich lauern.

Mit den verschiedensten Mitteln versuche ich, die göttliche Seele gnädig zu stimmen. Gern opfere ich ihr von meinen Vorräten an weißem Gift. Wie ein kostbares Gewürz streue ich das Pulver in alle vier Ecken des Wohnraums. Am Regal knie ich vor den Buchrücken meiner Lieblingsautoren nieder.

Ein Raunen kündigt das Erscheinen der Herrin an. Sie besteht aus sprechendem Licht. Ihre gewalttätige Stimme diktiert mir den einzuschlagenden Weg. Folgsam schlurften die Füße mit mir davon. Mal sehen, wohin du mich führst, flüstere ich willenlos.

Unerhört lebendig wird es aus mir klingen. Die Leibwände dehnen sich ins Endlose aus. Ein Dutzend Kreaturen und mehr bevölkern das gewonnene Land. Ich möchte mit ihnen zu tun haben. Würdest Du deine Handkante in meinen Nacken schlagen, damit das Blut in der Nase gerinnt, bitte ich den sympathischen Nachbarn.

Nachdem die Blutung gestillt ist, richte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf die Südseemädchen. Ich bespritze ihre bloßliegenden Häute mit Meerwasser. Ihre ebenmäßigen Münder verbreitern sich mühelos. Aus Augenschlitzen blicken hitzige Flammen. Welches Männchen wünschte sich nicht in so einem Augenblick, mit Windeseile durch die Lüfte zu reisen, um glücklich zu landen an den weitläufigen Oststränden Havannas.

Sie sind gespickt mit Schößen, die im Takt der Bongos wippen. Lauthals schwärmt die Touristenschar über das wehrlose Eiland aus. Jedermann findet ein Plätzchen zum Sonnen und Seufzen aus überbordender Seligkeit. Auch ich schaukele heiter in der Wellenmulde. Meine Wörter habe ich allesamt vergessen. Ich verständige mich mit Kopf- und Handzeichen. Speichel rinnt in langgezogenen Fäden aus dem Mundwinkel herab. Schöner kann ein Ausflug ins Lebendige nicht enden.

Im Südwesten ballt sich das Wolkenheer. Es wird den Widerstand der Frostluft brechen. Früh morgens ist mit gefrierendem Regen zu rechnen im Westfalenland. Der Radiodienst warnt Verkehrsteilnehmer vor tückischem Glatteis. Ich aber hocke auf sicherem Grund. Ein paar Mädchennamen tropfen in die Bewußtseinskugel. Rosemarie ist dabei. Auch Annamirl. Vor dem Innenauge klammern sich zarte Fleischbällchen an die Namen. Häute glimmen auf. Annamirl wächst rasch zu einer drallen Schülerin heran. Sie führt ein blühendes Dasein hinter meiner Stirn. Ungezwungen zieht sie das Höschen über die Schenkel herab, pinkelt leise plätschernd über den Zementboden. Und meine Augen sehen zu.

Die Erinnerung verblaßt. Sie verklingt wie der letzte Akkord in einem Schubertquartett, schmerzlich süß. Ich hat' eine Kameradin, könnte man geneigt sein, vor sich hin zu summen.

Meine Lenkerin jedoch empfiehlt, vor Einsetzen des Regens noch einmal vor die Hütte zu treten, um beim Urinieren hochzuschauen ins verwirrende Gipfelwerk der Buchinnen. Sie sind jetzt und immerdar meine wahren Geliebten.

Die Bäume und Berge werden mich auch angesichts des Todes nicht verlassen. Kameradschaftlich harren sie aus an den Orten, an denen sie meine Augen seinerzeit aufgerichtet hat. Dort werden sie bleiben solange ich sie anschauen

kann. Im Augenblick meines Todes werden sie ein wenig zusammenzucken, vermute ich.

Mein letzter Aussichtspunkt liegt eintausenddreihundert Meter über dem Meeresspiegel. Ich sitze auf der abgewetzten Holzbank. Die Ellenbogen stützen den schwerfälligen Leib. Die Zinnen des Wilden Kaiser Gebirges grüßen herüber, Bildnis einer uneinnehmbaren Festung.

Noch kann ich den Stuhl drang bezähmen. Ich möchte gern am gewohnten Platz sitzen, wenn Mancha ein letztes Mal hinter der Stirnwand auftaucht, auf Schneeschuhen über die weißgedeckten Matten herauf stapft, im Karboden einige Male stolpert, niederstürzt, sich aber immer wieder aufrappelt, bis das Almenhaus erreicht ist.

Als er nahe genug heran ist, erkenne ich das Klümpchen Schnee in seinem rechten Nasenloch. Für mich beitet sein Anblick einen hinreichenden Grund zum Lächeln. Gemeinsam trinken wir eine Tasse Schwarztee mit reichlich Inländerrum. So gesellig kann es zugehen in der letzten Stunde. Von Einsamkeit kann längst keine Rede sein, nicht wahr.

III.

Leichthin hebt und senkt sich die Brust in der Atemdünung. Das neue Leben will gefeiert werden. Ich verspritze ein wenig Weihwasser in die wichtigsten Himmelsrichtungen. Die straffgespannte Hirnhaut lauert auf das Herabrieseln der segensreichen Körnchen. Planlos greife ich die Dinge ab, gerate an den bauchigen Zuckertopf. Heftiger schäumt sogleich der Übermut auf.

Es wird Zeit, auch die Anderen zu wecken. Frohe Pfingsten, rufe ich lauthals in die Schlafkammer der Mitlebenden. Wiederum bin ich gespannt, wer zuerst leicht schwankend im Türrahmen erscheinen wird.

Mancha natürlich. Kindlich reibt er sich die Reste des Traums aus dem Augenwinkel. Wat ham wa denn fürn Wetter, fragt Mancha mit belegter Stimme. An seiner Aussprache erkennen wir, das unser Mann in Wattenscheid geboren wurde, einziger Sohn des Bergarbeiters Hubert. Hubert liebte zu Lebzeiten die Tauben. An mehr kann sich Kristofer, seinen Vater betreffend nicht erinnern. Ich gieße kochend heißes Wasser in seine Kaffeetasse, verühre das Pulver, streue reichlich Zucker dazu. Gemeinsam schlürfend, warten wir, ob sich eine der Frauengestalten im Türrahmen zeigen wird.

Wir harren lange vergeblich aus. Das helle Viereck bleibt leer. Suchen wir uns eine andere Beschäftigung, schlage ich vor. Mancha setzt die blaue Schildmütze auf. Sie verleiht ihm ein würdevolles Aussehen. So ausgestattet, könnte er sich bedenkenlos als Fabrikarbeiter unter die Werk tätigen mischen.

Ich bleibe als sein Beobachter an seine Fersen geheftet. Wäre selbstverständlich dabei, wenn er das erste Wort an die Hilfsarbeiterin Nadja richtet.

Dröhnende Hammerschläge branden durch die Werkhalle. Ich erfahre bei dieser Gelegenheit neuartige Klänge und Gerüche. Sie befähigen mich, dem Textgeschehen einen Hauch Daseinsnähe zu verleihen.

Drehbänke und automatische Bohranlagen treten auf. Geschickt weichen die Schlosser und Kranführer den gefährlichen Metallspitzen aus. Nadjas Hüfte schwingt um die scharfen Kanten der stählernen Werk tische. Ihr buntes Kopftuch leuchtet wie eine Bergwiese im Mai.

Für einen Augenblick schwillt der Wunsch an, aus Nadja eine Nora entstehen zu lassen. Sie wäre dann in der Lage, mit Mancha über die Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt in diesem Frühjahr zu diskutieren.

In der halbstündigen Mittagspause eröffnet Mancha das Gespräch. Weißt du schon, daß eine neue Biographie über

Pessoa bei Ammann verlegt worden ist. Eine Nora könnte darauf hochmütig antworten, meinst du den Schmarren von Angel Crespo. Im Nu brodeln die Wortgemenge hoch, und es fällt mir schwer, Manchas Worte von Noras Worten zu unterscheiden.

Das Streiten hilft dem Sprachfluß nicht viel weiter. Ich bedauere schon, es nicht bei der schönen, etwas dämmlichen Nadja belassen zu haben. Ich glaube, auch Mancha hätte mehr Spaß an ihr gehabt.

In der Frühstückspause hätten sie nebeneinander auf der Ruhebänkchen sitzen können. Zaghafte Berührungen sich ihre Außenschenkel. Ich lauere neidisch hinter dem Schweißautomaten. Im günstigen Moment zwinkert mir Mancha aus dem Augenwinkel zu.

Halbherzig überlasse ich die beiden ihren Liebeleien. Ich muß zu meinem Platz am Waldrand zurück. Die nächste Botschaft darf ich nicht verpassen. Sie könnte den entscheidenden Hinweis enthalten.

Endlich würde ich zweifellos wissen, warum ich in die Einsiedelei entsandt worden bin. Lauschen und Dienen offenbaren sich als meine einzige Aufgabe. In den Zwischenzeiten fülle ich mich gemächlich mit Süßigkeiten an.

Mit Vorliebe knabber ich die schwarzbraunen, bitteren Schokoladenriegel. Ein Knistern in der Schädelkuppel wird mich auf den Anruf des Engels vorbereiten. Sofort stelle ich das Kauen und Lutschen ein. Lege die Zeitschrift auf das Tischchen zurück.

Das Lesezeichen steckt zwischen den Seiten achtzehn und neunzehn, wo ich vor wenigen Augenblicken noch eine poetische Miniatur von Anselm Glück mit folgendem Wortlaut einsaugen durfte:

unsere Herzen lauschen den Stimmen, die gern jeder in sich vernimmt. Wir folgen ihnen, suchen uns geeignete Stellen und sind von dort aus immer auf Sprung. Nach und nach aber lösen sich die Zauber und mit Schrecken merken wir,

um uns tiefe nacht. Unsere hände sind voll blut, an den
füßen kleben steine und vergeblich rufen wir nach uns.
Das Strichmännchen darüber kenne ich aus den Bildnerei-
en der Geisteskranken. Aber was ist los da oben in der
Kuppel. Wann endlich verwandelt sich das Knistern in eine
alarmierende Nachricht. Nervös fummelt die Schreibhand
übers Wachstumuch. Regen pocht monoton ans Schieferdach.
Was denn jetzt, flüstere ich ratlos zum Himmel empor.

Manchmal fällt es mir schwer, nicht zu vergessen, daß ich
ein Kind Gottes bin. Daß ich mit etlichen Anderen auf
seiner ausgestreckten Hand hocke und über die Schluchten
und reißenden Ströme getragen werden. Mein Konfirmati-
onsspruch lautet: Trachtet als erstes nach dem Reich Got-
tes, so wird Euch solches alles zufallen. Daran will ich mich
halten.

Du gibst mir zur rechten Zeit die notwendigen Bilder und
Töne. Die Bilder stammen aus längst vergangenen Tagen.
Sie werden von verängstigten Kinderaugen angeschaut.
Unvergesslich sind die weißen Federn am Trachtenhut der
Bergknappen, die ihren tödlich verunglückten Kameraden
zu Grabe tragen. Die Blaskapelle spielt das uralte Berg-
mannslied. Ein Schluchzen erschüttert die Kehlen. Nur ein
langanhaltendes Weinen kann die Trauernden vor dem
Ersticken bewahren.

Mein Vater ist einer der Männer, die den Sarg auf der
Schulter tragen. Jahre später wird er selber der tote Mann
sein. Weißt du noch, toter Papa, wie ich an deiner Hand
zum Russenlager spazierte. Im Stacheldraht flatterten noch
Fetzen des von der Granate aus dem Leib gerissenen Ge-
därms.

Sie hingen da wie blutverschmierte Wimpel. Heftig zog
mich Papa weiter. Ich weiß nicht mehr wohin. Gründlich
entschwunden sind die abenteuerlichen Kriegs- und Kna-
benjahre. Jetzt führst nur noch Du mich an der vertrauens-
seligen Hand.

An guten Tagen geht es hoch hinaus, bis über die Baumgrenze. Aus eigener Kraft würde ich dort nie hingelangen. Frohgemut knöpfe ich mir das Hemd auf. Frische Bergluft spritzt ins Brusthaar. Einen Jodler möchte ich hinabschicken zu den Bewohnern der Niederung.

Aber jeder Laut könnte die heilige Stille zerstören. Herzlich bedanke ich mich bei der Führungskraft. Immer noch ist es nicht ganz gewiß, ob ich sie mit gnädiger Herr oder gnädige Herrin ansprechen soll.

Zerstreut schließe ich wieder das Hemd. Der Blick reicht heuer bis in die majestätischen Tauern. Ich wünsche mir Bergkameraden herbei. Wir könnten eine fidele Wandergruppe bilden und über die Hochalmen streifen.

Ich gehe zwischen Mancha und Natascha. Zunächst genießen wir stumm die Fernsicht. Erwartungsgemäß eröffnet Natascha das Gespräch. Wir sollten öfters gemeinsam in die Berge gehen, schlägt sie vor. Ich kenne hier in der Nähe eine Unterkunftshütte, sagt Mancha, dort könnten wir übernachten. Das würde auch mir gefallen.

Ich stelle mir vor, wie wir beiden Männer Natascha auf dem Matratzenlager zwischen uns betten. In der Nacht ruht das Geschlecht abwechselnd an Nataschas Schoß oder Gesäß. Beim Erwachen umgibt uns eine wohltätige Heiterkeit. Wir drei ahnen, woher sie stammen könnte.

Wir können nicht hier oben bleiben. Der Abstieg läßt sich nicht länger hinausschieben. Schweigsam steigen wir in Kehlen bergab. Je tiefer wir kommen, um so einsamer fühlen wir uns. Das letzte Wegstück geht jeder allein. Die Körper von Mancha und Natascha spüre ich nur noch im geheimsten Verlies.

Dort lagern auch die Einzelteile der anderen Personen. Bei festlichem Anlaß setze ich sie zu angenehmen Teilnehmern neu zusammen.

Marianka ist nur noch an ihrem unentwegtem Geplapper zu erkennen. Ich fliege bald wieder nach Jamaika, verkün-

det sie schwärmerisch. Wir erfahren, daß es dort im Juli nahezu dreißig Grad warm ist. Die warme Luft, das warme Wasser, die warmherzigen Inselbewohner, alles warm, auch die Schöße der Badenden werden von warmen Strömen durchzogen, denke ich mir.

Marianka sehe ich bis zum Bauchnabel in der Brandung stehen. Spielerisch nähert sich der dunkelhäutige Mann. An seinem Rücken glänzen die feinziselierten Muskeln. Schon bald berühren sich unter der Wasserlinie die beiden aufquellenden Hügel. Ehe die Wollust in ihre Augen schwappen kann, halte ich den Urlaubsfilm an. Ich ertrage es nicht, wenn sich meine Weibsbilder so weit entfernen von mir, ihrem inbrünstigen Bewahrer.

Die drei im Text auftretenden Frauen sind nicht mehr wegzudenken. Sie sind ein Teil der Geschenke, die mir nach und nach in die Hirnschale gelegt wurden. Ich habe sie dankbar empfangen. Nun fühle ich mich verpflichtet, sie zu beschäftigen. Sie unterzubringen im laufenden Sprachgeschehen. Ich paare sie abwechselnd mit vorhandenen Männergestalten. Mich nehme ich bei diesem Reigen nicht aus. Am liebsten sehe ich mich neben Marianka stehen oder gehen.

Der Frühsommer ist unsere beste Zeit. Tagsüber steckt die Sonnenbrille in Mariankas lockigem Haar. Unauffällig schnupperere ich nach ihrem Parfüm. Zu gern würde ich eine weitere Geschichte mit ihr anfangen. Ich dürfte ihr darin nicht zu nahe kommen. Denn in dieser Jahreszeit schwitze ich wie ein Arbeitstier. Aber ein Ausstrecken der Fingerkuppen nach ihrer Hüftwölbung ist allemal erlaubt.

In dieser Liebesgeschichte bemühe ich mich, Mancha und die Anderen fernzuhalten. Allein fahre ich sonntags mit Marianka zum Badesee. Eine Wolldecke breiten wir als Ruheinsel aus. Unaufgefordert entblößt Marianka große Flächen der gebräunten Haut. Immerzu schaue ich sie von

der Seite an. Wunderbares Mädchen, tönt mein einziger Gedanke.

Noch ist der Frühsommer nicht vorbei. Ein schmachsender Kuckuck beteiligt sich an der Geräuschkulisse. Man ahnt die Liebesspiele in feingepolsterten Verstecken. Eindringlicher stinkt es nach Pisse auf den Aborten. Hätte ich den Hut dabei, würde ich ihn spaßeshalber in die Luft wirbeln und mit sicherem Griff wieder auffangen.

In solchen Augenblicken vermisse ich Enkelkinder, denen ich als ein lustiger Großvater erscheinen kann. Der Beschreibung ihres übermütigen Herumtollens würde ich mehrere Textspalten einräumen. Rechtzeitig verabschiede ich die Kinder, ehe zu viel Lebendigkeit ins Schreibwerk einsickern kann.

Hier bin ich wieder, flüstere ich reumütig die gültige Parole. Dienstefrig richtet sich das Lauschen auf die Höhle, wo eine herrschsüchtige Göttin den neuesten Befehl ausbrütet. Tief in die Vergangenheit soll ich mich hineinwühlen. Die Machete blitzt in Regenbogenfarben. Das in Jahrzehnten gewucherte Gestrüpp ergibt sich nicht kampfflos.

Ich soll bis zu jener Lichtung vorstoßen, auf der ich einst Kristiane verloren habe. Ich erinnere mich an das Leid im äußeren Winkel ihres Christusmundes. Quer über den Schoß lag die siebensaitige Gitarre. Damit begleitete sie ihre schmerz erfüllten Zigeunerlieder.

Wenn ich Kristiane wiederbegegnen sollte, werde ich vor ihr niederfallen und um Vergebung dafür bitten, daß ich ihre Musik damals nicht gewürdigt habe. Sie füllte meine Ohren mit den Seufzern der Sterbenden aus.

Bitte, grolle mir nicht mehr, bettele ich Kristiane an, ich beginne Deinen Mollgesang zu verstehen. Schau, die erste Träne gleitet schon an der Wimper entlang. Sie wird gleich im Sonnenschein aufblitzen.

Versöhnlich öffnet Kristiane einen Spalt breit ihren mütterlichen Schoß. Von der Gitarre begleitet, erklingt das Lied

O rae mi nole. Kindlich wiegt mein Haupt im Sechsstel-takt. Über der Nasenwurzel schwingt die heilige Silbe OM. Ich spüre innig, für diesen Junitag bin ich gerettet.

Der Luftraum über mir ist mit einem gutmütigen Gebrumm angefüllt. Die Magenwände schwingen freundschaftlich mit. Es wäre heute ein Leichtes, das Menschenrudel zu ertragen. Die Geistärmchen werfen das Lasso nach dem kurzgeschorenen Wiener aus. Mit einem Ruck zerreiße ich ihn an meine Seite. Wetten, daß ich ihn binnen zehn Minuten zum Freund gemacht habe.

Ich nenne sie alle Anselm, meine Freunde. Freiherzig offenbare ich Anselm, daß ich mich nach einem gemächlich dahinströmenden Erzählen verzehre. Die Schwierigkeit bestehe darin, daß ich meistens nicht wüßte, wovon ich berichten soll. Es heißt also warten, bis es einem deutlich gesagt wird.

Dann aber sollte nicht länger gezögert werden, sondern umgehend der Anruf befolgt werden, indem man die Schreiberspitze entschlossen auf das Blatt im DIN-Format A6 niederdrückt und zu erzählen beginnt von dem beglückenden Sommernachmittag, als die Sauerländerin unaufgefordert die Schenkel so weit öffnete, daß ich die verschachtelte Innenwelt ihres Leibes betrachten konnte. Begeistert schildere ich die vielfältigen Nischen und alle meine Anselms hören mir schmunzelnd zu.

Ebenfalls schmunzelnd lehne ich mich zurück. Die Führungsstimme schweigt. Widerstandslos richte ich mich in der Stille ein. Ich hab ja noch das Wispern der Blätter, das feine Zirpen der Grillen in der Abenddämmerung.

Das Bewußtsein zerfließt zu einem unüberschaubaren Flußdelta. Es gibt keine Hauptströmung mehr. In einem der tausend Rinnsale blitzt von Zeit zu Zeit eine menschliche Gestalt auf.

Das Antlitz ist nicht zu erkennen. Mancha, bist Du es, frage ich tonlos. Natürlich bekomme ich keine Antwort zu hören. Diese Entfernung ist von keiner menschlichen Stimme zu überbrücken.

Das Alleinsein verkürze ich mit Beschäftigungen aller Art. Gern reibe ich mich mit der fettigen Salbe ein. Das Isoconazolnitrat befreit die Haut von lästigen Parasiten. Milde schimmernd stehe ich den Anforderungen der Allmacht zur Verfügung.

Sie veranlaßt mich, die Jungfliege auf dem Handrücken zu bewundern. Ihre ruhelose Wanderung scheint den gleichen Gesetzen zu gehorchen, denen auch ich unterliege.

Ununterbrochen spüre ich die steuernden Hände an den Schulterblättern. Sie schieben mich unerbittlich nach vorn oder halten mich mit eiserner Klammer am Stuhlsitz fest. Lauschend neige ich das Haupt.

Noch ist da nichts außer dem Gezwitscher der Morgenvögel. Den nackten Bauch strecke ich der Sonne entgegen. Gleichmäßig gebräunt will ich demnächst Anselm gegenüberstehen. Wie gewohnt, tauschen wir kleine Geschenke aus. Ich erhalte die neueste Bleistiftskizze. Im Gegenzug überreiche ich den letzten Satz über Mancha.

Anselm will ihn sich sofort laut vorlesen. Die Abführpille spült Mancha mit einem Schluck Bier hinunter, schreit er beinahe hinaus. Beschämt schaue ich zur Seite. Werden sie laut vorgelesen, hört man, wie langweilig meine Sätze klingen. Ich sehne mich nach der Stunde, in der ich auch von ihnen erlöst sein werde.

Mit einem kindlichen Lallen will ich mich von den Weiterlebenden verabschieden. Wir sitzen um den großen ovalen Tisch. Mancha sitzt zu meiner Rechten. Er hat begriffen, daß er nun an meine Stelle treten muß. Ab jetzt wird er für mich sprechen.

Tragen wir ihn zu seiner Klippe, sagt er zu Walsa und Kulka. Mancha kennt meinen Lieblingsplatz. Beide Männer heben mich mühelos an und legen mich am Aussichtspunkt nieder. Die Notizhefte stapelt Mancha im Halbkreis um mich herum auf. Mit starrem Lid schaue ich in die Abendsonne.

Aus weit geöffneten Poren rinnt Seele die Bauchwand hinab, sammelt sich zwischen meinen Füßen. Ich bin erstaunt über die geringfügige Lache. Eigentlich hatte ich mehr erwartet.

Zukünftig hantiere ich also seelenlos mit den Frauengestalten. Das Belecken und Besabbern will nicht mehr so recht gelingen. Anna preßt beide Hände an den Unterleib. Drohend richten sich ihre Knielangen gegen mich auf. Leise fluchend lasse ich von ihr ab und wende mich den eigentlichen Dingen zu.

Wieder einmal zähle ich die gesammelten Knöpfe. Sechs davon bestehen aus Perlmutter. Sie stammen von Hemden, die mir noch Mama gekauft hat. Oberhemden mit zarten Längsstreifen in rosa und blau.

Ein anderes Ding ist das gehobelte Brett aus Lärchenholz. Es lagert noch im Schuppen. Bei nächster Gelegenheit werde ich einen Nistkasten daraus schreinern. An den Dingen hab ich auch als Seelentoter noch ungetriebten Spaß.

Eine Freundschaft käme nur noch mit den allerkleinsten Lebewesen in Betracht. Ich könnte mir ein herzliches Verhältnis zu einem Virus vorstellen. Immerfort wäre ich auf der Suche nach dem unsichtbaren Kumpel. Wo steckst du denn wieder, Adi, rufe ich gespielt verzweifelt.

Und dann meldet Adi sich vielleicht aus der Harnröhre. Ich erspüre ihn an seinem sachten Kitzeln. Erleichtert seufze ich auf. Man möchte doch nicht ganz ohne einen wirklichen lebendigen Freund sein.

Heiter gestimmt kehrt man zu seiner Kopfhöhle zurück, wo schon die Spielpüppchen schmollend warten. Manchas vorwurfsvollen Blick übersehe ich geschickt. Denn mal los, rufe ich ihm munter zu.

Etwas schwerfällig setzt er sich in Bewegung. Ein geheimer Schmerz scheint ihn zu ermüden. Sekundenlang ertönt das Rattern des Schnellzuges im Tal. Es soll Manchas Reiselust fördern.

Immerzu möchte ich ihn ins Exotische hineinbugsieren. Er soll sich gefälligst zwischen den dunkelhäutigen Insulanern tummeln. Schlangenhaft winden sich die elastischen Glieder der karibischen Mädchen um den fremdartigen Mann. Zusehends behender streckt Mancha die Hände nach den straffgespannten Schenkelbögen aus. Unter den raschen Schlägen seiner Zunge beginnt der Mädchenleib zu erbeben. Schon glaubt man, ein Aufseufzen vernommen zu haben.

Stolzerfüllt blicke ich aus dem Kopfversteck auf meinen Helden. Mancha hat sich zu einem echten Kerl entwickelt. Da kann der Beifall nicht mehr lange ausbleiben.

Auf einem Podest stehend, läßt Mancha das Gejohle der Hundertschaft über sich ergehen. Er blickt über die Menschenmenge wie über ein Ährenfeld. Seine Hand massiert ratlos das gespaltene Kinn. Ich finde, er sieht heuer etwas dümmlich aus.

Tiefe Sorgenfalten pflügen die Stirn über den hochgezogenen Augenbrauen. Nach dem Händewaschen und dem Eincremen werde ich mich um ihn kümmern müssen.

Irgendwie muß ich ihn herunterbekommen von dem Podest und wieder einreihen bei unserer Familie. Er ist nur an wenige Leute gewöhnt. Natascha soll ihn empfangen. Sie versteht umzugehen mit den tröstenden Worten. Sein Antlitz preßt sie solange zwischen die üppigen Brüste, bis alle Falten aus der Stirn gebügelt sind. So gefällt er mir wieder,

mein Mancha. Ich werde ihn nicht ein zweites Mal in die Menge schicken.

Mancha und ich, das reicht im Grunde. Die Anderen brauchen wir nicht. Vielleicht noch ein wenig Geschnatter von Amsel und Drossel, so daß wir spüren, wir wohnen nicht allein im Forst.

Allerlei Tierleben begleitet uns in respektvoller Entfernung. Nur die freche Waldmaus huscht nahe an den Pantoffelspitzen vorbei. Wortlos lächeln wir uns von der Seite an. Mancha verrückt seinen Stuhl, so daß ihn der Sonnenstrahl erreichen kann.

Unsere Gedanken begegnen sich in der Knabenzeit. Weißt du noch. Ich erinnere mich an Verstecke im Holundergebüsch. Schwänze wurden aus dem Hosenschlitz genestelt, die Längen und Dicken verglichen. Als eindeutiger Sieger trat Werner Rosowsky aus dem Gebüsch. Mancha und ich werden weit hinten gestanden haben. Nun rücke auch ich meinen Stuhl ins wärmere Sonnenlicht.

Durch die ausgefranst Lücken in der Blätterwand schauen wir aus dem Wald hinaus über die glänzende Wiesenwelt. Ach, bleib mit deiner Gnade, denke ich wie einst als Konfirmand.

Zu Mancha gewandt, sage ich, Du mußt wissen, daß ich bei dem Wort Gnade immer an ein ausgespanntes Sprungtuch habe denken müssen, in das man sich selbst aus großer Höhe bedenkenlos hineinplumpsen lassen kann, weil es von unerschütterlichen Fäusten straff gehalten wird.

Du meinst so ein Tuch, sagt Mancha, wie es die Feuerwehrleute benutzen, um Brandgefährdeten durch Sprung aus dem Fenster eine letzte Chance zu geben. Genau an so eine runde Plane habe ich denken müssen, Mancha, damals als Konfirmand.

Während des Gesprächs lockere ich mehrmals die Leibwände, die sich unter der Anspannung des Erinnerns ver-

härtet haben. In meiner Vorstellung weite ich mich zu einem dickbauchigen Gefäß aus, in dem sich mühelos die Ströme und Wellen des Lebens sammeln können. Ein künstliches Hüfteln von Mancha holt mich aus der Versunkenheit zurück. Wiederum schaue ich durch Blattlücken auf das wogende Gräsermeer.

An eine Erweiterung des Personals ist vorläufig nicht zu denken. Eventuell notwendige Weibsbilder holen wir uns von den Titelseiten der Fernsehillustrierten. Stundenlang können wir über das Lippenpaar von Claudia Schiffer reden, zumal über die Oberlippe, die sich feucht und verführerisch dem Betrachter entgegenbiegt.

Es sind immer nur diese Einzelteile, die wir einen Augenblick lang benötigen, niemals die ganze Frau, das wäre einfach zu viel. Unsere Phantasie benötigt nur Kleinigkeiten. Die kaum wahrnehmbaren Erhebungen des Fleisches in der Körperlandschaft, zum Beispiel. Es wird empfohlen, auch ein Büschel der flaumigen Haare zu erwähnen, eventuell hinzuzufügen, daß es in der Leibniederung angesiedelt ist.

Brav setze ich die erforderlichen Worte in Reih und Glied. Irgendwann später werde ich ihren Sinn verstehen. Dann wird eine Musik aus ergreifenden Dreiklängen im Innenohr aufblühen, hoffe ich.

Das Auge soll auch seinen Anteil bekommen. Es tanzen die Mücken ihr graziles Ballett im Sechsstakt. Eine Ahnung von tödlichen Schnabelhieben schwebt über der Abendandacht. Wieder einmal überschwemmt mich die traurige Gewißheit, daß ich sämtliche Mücken überleben werde, nicht zuletzt wegen der regelmäßigen Einnahme von Melatonin.

Ein frohsinniges Greisentum ist mir versprochen. Noch jahrzehntelang wird der Geist seine Ärmchen nach den Worten ausstrecken und Figürchen zu basteln versuchen. Es ist nicht auszuschließen, daß der hundertjährige Malessa

eines Sommertags in Klagenfurt seinen Mancha vorführen darf, mit leiser Stimme die Funktionsweise seines Helden erklärt, während er unverwandt die hochgezogene Augenbraue von Iris Radisch anschaut, als wäre sein Schicksal an diesem hochgespannten Bogen aufgehängt.

Armer Malessa, scheinen die Lippen der übrigen Preisrichter zu murmeln. Kleinlaut ziehe ich Mancha vom Pult zurück. Mit engen, trippelnden Schritten flüchte ich mich ins Ostwestfälische. Erst am Waldrand hole ich Mancha aus der Tasche, sage trotzig, du bleibst der wichtigste Name.

Ist ja schon gut. Der Anfall ist gleich vorüber. Die Geschichte nimmt bald wieder ihren bedächtigen Gang. Alle Mitspieler überprüfen noch einmal die Länge der Fingernägel, lockern Schulter- und Halsmuskulatur.

Bereitwillig läßt sich Mancha ans Grab der Mutter rücken. Leiernd spricht er das Kindsgebet. Lieber Gott, laß meine Mama selig im Himmel ruhen. In Ordnung, Mancha, nun kann das eigentliche Tagwerk beginnen.

Auf der grünen Wiese sitzend, zerkaut Mancha die Spitze eines Schachtelhalmes. Dort sind die meisten Vitamine und Mineralien gespeichert. Also reichlich mit Abwehrstoffen ausgestattet, kann man seine Hauptfigur bedenkenlos ins Getümmel schicken.

Die ersten Schritte wirken noch ein wenig lahm, aber dann bewegt sich Mancha mit zunehmender Geschwindigkeit über holperige Feldwege auf das verträumte Dorf zu.

Am Wegrand blüht der Holunder engelweiß. Eine Blasmusik verkündet, daß die Zeit der Schützenfeste angebrochen ist. Bald werden auch wir Außenseiter im Festzelt auftauchen.

Übermütig schlingen wir die Arme um die festgebauten Hüften der Dörflerinnen. Wie ein Spuk verschwinden wir weit nach Mitternacht von der Tanzfläche. Nur ein säuerlicher Dunst bleibt von uns zurück.

Heimgekehrt, waschen wir unsere verschwitzten Häute gründlich am Brunnen. Ich halte Mancha meinen Buckel zum Frottieren und Eincremen hin. Dann entlasse ich ihn vorläufig aus dem Dienst. Ich muß alleine sein, wenn ich vor die Machthaberin trete.

Sie residiert oben in der Zirbeldrüse. Aus der güldenen Kapsel im Hirnstamm lenkt sie mein Geschick. Was denn jetzt, stottere ich ehrfürchtig zur Abgöttin hinauf. Manchmal sind es nur Kleinigkeiten, die von mir gefordert werden, zum Beispiel das Verscheuchen eines lästigen Insekts. Aber ich nehme jeden Auftrag ernst, auch wenn ich Zweck und Ziel nicht begreife.

Bis jetzt bin ich noch aus jeder Verwirrung herausgeführt worden. Dafür danke ich meiner Lenkerin aus pochendem Herzen. Mit einem solchen Satz könnte ich den Abschnitt beschließen, wir mir gerade mitgeteilt. Na also.

Der Vormittag ist noch nicht abgelaufen. Aber ich kann nicht andauernd nur himmelwärts fragen, was denn jetzt, was denn jetzt. Selbstständig gehe ich zum Digitalthermometer, lese eine Außentemperatur von neunzehn komma drei Grad ab.

Gewissenhaft notiere ich im Tagebuch unter den zweiten Juli: Endlich Sommer, schon am Morgen neunzehn komma drei Grad Celsius. Zufrieden klappe ich das Büchlein zu.

Ich könnte in einem der älteren Hefte nachschauen, welche Temperatur am zweiten Juli des vergangenen Jahres herrschte. Stundenlang könnte ich mich mit derartigen Vergleichen beschäftigen.

Natürlich richte ich die Aufmerksamkeit zwischendurch immer wieder auf die Kommandozentrale im Kopfgehäuse. Im Augenblick regt sich nichts da oben. Also nutze ich die Gelegenheit und befreie meine Nasenlöcher vom ange-trockneten Schleim. Dann werden wir weiter sehen.

Ich bin noch nicht fertig mit dem Abspülen der Nase. Es müssen noch ein paar Krümel unter den bemühten Fingernagel geraten. Laßt mich bitte noch einen Augenblick gewähren. Na, dann eben nicht. Ich halte ja schon den Schreibstift bereit.

Also, vom Beschwichtigen der aufgewühlten Frauengemüter soll gesprochen werden. Ist doch kein Problem. Sogleich im ersten Satz erwähne ich die Geste, mit der Jesus Christus das aufgebrachte Meer beruhigt hatte. Foglich hebe ich die Hände auf. Die Innenflächen sind gegen die zu besänftigende Dame, sagen wir die Sauerländerin, gerichtet. Aus allen Fingerkuppen strömt goldgelbes Licht hinüber, legt sich als wärmendes Mäntelchen um die bibbernde Nervenfasern.

Sie flattert noch ein wenig wie ein entsetzter Jungvogel in der Hand des Pflegers. Dann streckt sich die Faser ergeben aus. Nun habe ich nur noch zu einem knackigen Salat beim Italiener einzuladen, und die Sauerländerin überhäuft mich mit dankbaren Küssen und Schmusereien. So komme ich auf meine Kosten.

Gedämpfter Trommelklang zeigt an, daß die Behälter nun wieder gefüllt sind. Ich kann die Aufmerksamkeit problemlos auf vorliegende Sprachspiele konzentrieren. Aus ihrem Grab bietet mir Mama weitere Hilfe an.

Ohne sich vorher, wie zu Lebzeiten, räuspern zu müssen, stimmt sie unser Kirchenlied an. So nimm denn meine Hände, singe ich gehorsam mit, natürlich eine kleine Terz unter der Melodie, so wie wir es jahrelang geübt haben. Ich saß in der Badewanne, Mama hockte mit dem schaumtriefenden Schwamm liebevoll davor. Sie säuberte mich auch noch, als ich schon zwölf war.

Verdutzt schauen mich meine Leute an. Sie mögen nicht glauben, was ich ihnen da erzähle. Nur Mancha senkt verschämt den Blick. Auch er erinnert sich, wie die Mutter

jeden Samstag sein vierzehnjähriges Glied gründlich mit Seifenschaum reinigte, eine fast angenehme Prozedur. Es ist zu überlegen, ob wir nicht Marianka oder Natascha bitten, am nächsten Sonntag kurzzeitig die Rolle unserer Mutter zu übernehmen. Hei, wie still würden wir halten, wenn Nataschas tüchtige Hand den Schaum gleichmäßig übers gekrümmte Schwänzchen verteilt.

Gewaltsam muß ich meine Phantasien von der Kindheit losreißen. Ich bin hierher in den Busch gezogen, um untertänig auf die Stimme der Kommandantin zu lauschen. Sie steuert meine Geschäftigkeiten mit sanftem Zügeldruck. Seit dem Erwachen gegen neun vernehme ich ihre regelmäßigen Hinweise. Brav habe ich schon die gelbe, die bräunlich-rote und gelb-schwarz gestreifte Kapsel geschluckt, das Glas Mineralwasser, angereichert mit einer Prise Glaubersalz, leer getrunken. Spätestens um zehn werde ich gründlich den Dickdarm entleert haben. Dann wird man weitersehen.

Aug und Ohr bleiben wachsam, es entgeht mir nicht, daß der tote Ast der Hütteneiche einen weiteren Zweig verloren hat. Der Traurigkeitspegel steigt sprunghaft an. Bald werden die Sägen aufheulen und die majestätische Baumkreatur entleiben.

Wiederum ein Stück aus dem Schutzwall gebrochen, werde ich denken. Ich werde versuchen, den Versuch mit zwei, drei klaren Schnäpsen auszugleichen. Einigermaßen zuversichtlich kuschle ich mich an den weichen Bauch der Seele und rufe, Hossa.

Damit wäre der wichtigste Ausruf vollbracht. Die Zunge kann sich nun wieder schlaff im Maul niederlegen. Das Andere kann auch noch morgen gesagt werden. Es erwartet niemand eine wichtige Nachricht von mir.

Erleichtert schwenkt der Blick übers Brennesselheer, Die ersten Blätter kippen ins Fahle. Es wird Zeit, das alljährli-

che Spätsommerfest vorzubereiten. Diesmal sollen sie alle daran teilnehmen, auch die totgesagte Anna. Sie soll neben ihrem Mörder zu sitzen kommen. Schuldbeußt reibt der Frauenesser Mancha sein Gesäß an der harten Bank. Verzeih mir meine schnöde Tat, Anna, würgt er hervor, aber wie hätte ich sonst an dein leckeres Fleisch gelangen sollen. Du hättest mich nicht erwürgen sollen, sagt Anna, ein Stich ins Herz wäre mir lieber gewesen. Flehentlich schaut Mancha zu mir herüber. Nimm mich fort aus dem Zelt, scheint er seinem Regisseur zurufen zu wollen. So bleich habe ich Mancha noch nicht unter uns gesehen. Mitleidig geben ich dem Kapellmeister ein Zeichen. Schmetternde Hörner eröffnen das Fest. Die geladenen Paare tanzen schaukelnd zur flotten Marschmusik.

Im Morgengrauen stoße ich auf Mancha. Er steht draußen beim Bierausschank neben dem Zelt. Schwankend hält er sich am Tresen fest. Danke, Eduard, für die Hilfe in der Not, sagt er überschwenglich. War doch selbstverständlich, antworte ich trocken, wir müssen gegen die Frauen zusammenstehen. Zwei Kumpels prosteten sich zu.

In meinem Glas perlt Mineralwasser. Das Zelt verwandelt sich plötzlich in eine Werkskantine. Ich darf neben Papa trippeln. Beide Kinderhände umklammern die Flasche mit giftgrüner Limonade. Stolz quillt die Knabenbrust. Der schöne Spuk zerrinnt im Festgetöse. Wann werde ich meine Toten wiedersehen.

Endlich bin ich einer von Euch, werde ich zur Begrüßung sagen. Ich habe Mancha mitgebracht. Er ist mein ständiger Begleiter, erkläre ich. Ohne meine Anweisungen hätte er im Lebensspiel keine Chance.

Mama schaut lächelnd über die Schulter die beiden Heimkehrer an. Sie steht am Herd und backt Eier mit Speck in der großen Eisenpfanne, wie stets bei einer Familienzusammenkunft.

Es ist schön bei Euch, sage ich zu meinen Toten, ich will jetzt bei Euch bleiben. Stühlerückend setzen wir uns gemeinsam um den runden Tisch.

Brot und Wein wird zu den mildgebackenen Eiern gereicht. Mama und Papa mümmeln wortlos vor sich hin. Was ist mit Walsa und Kulka, flüstert Mancha. Wir dürfen die beiden nicht mit den Frauen allein lassen, preßt er aus dem Mundwinkel hervor.

Wir müssen noch einmal fort, sage ich zu Mama, aber wir kommen bald wieder. Sie hebt die knotigen Hände. Wahrscheinlich segnet sie uns. Übereilt haste ich durch das schmale Tor zum Leben im Kopf zurück.

Dort herrscht gerade Ferienstimmung. Urlauberinnen drängen zur blauen Lagune. Tauchbrillen und Schnorchel umschlingen die sportgestählten Flanken. Die scharfen Pfiffe der Freier dürfen nicht unterschlagen werden. Nur mit Schwierigkeiten wird sich dies Südseegewimmel im fortlaufenden Text einfügen lassen.

Hat es aber seinen Platz gefunden, sehnt es sich nach Erweiterungen. Die feuchtschwüle Luft wird schließlich als angenehm empfunden. In den regelmäßigen Berichten für die Daheimgebliebenen wird gar von einem Klima aus Samt und Seide gesprochen. Vermutungen darüber, daß das warme Meerwasser in der Lage sei, die Gicht aus dem Knie zu treiben, werden vorläufig noch geheim gehalten. Ebenso die Räusche vom Kaffee aus den dunstigen Bergen. Im Hibiskus versteckt, lasse ich die Gedanken wüten. In der günstigsten Stunde werden sie die Schreibhand mit sich reißen.

Im Rasterfeld häufen sich die roten, grünen, gelben Wörter. Rochen ist ein hellgelbes Wort. Es schüttelt den Sand von den Schwingen und flüchtet zur Tiefsee hinaus.

Laß das wilde Tier gewähren, denke ich. Schweratmend verrühre ich die übriggebliebenen Wörter zu einem farbi-

gen Brei. Aus verdämmernden Gesichtern blecken mich Zähne an. He, Rastaman, säusele ich mit leiser Abendstimme. Süßliche Rauchwolken antworten. Aus der dreisaitigen Gitarre quillt Reggaemusik, stößt die gefüllten Bäuche an, die sanft zu wiegen beginnen. Vom Frauenhaus weht ein feiner Menstruationsgeruch herüber.

Vor dem Eingang halten Walsa und Kulka treue Wacht. Beide tragen die gleichen dunkelblauen Hosen und weißen Polohemden. Aus einiger Entfernung könnte man sie für Zwillinge halten.

Als wir nahe genug heran sind, ruft Walsa, sämtliche Frauen sind noch drin. Gott sei Dank, denke ich tief ausatmend. Obwohl ich nichts Rechtes mit ihnen anzufangen weiß, würde ich nur ungern auf eines der Mädchen verzichten.

Zu gern spreche ich von Zeit zu Zeit einen ihrer beschwingten Namen aus und stelle mir etwas Aufregendes dabei vor. Zum Beispiel sehe ich Mariankas elastische Schamlippen, die sich wie eine Meeremuschel im seichten Lagunenwasser öffnen, um winzige Tierchen aus der Strömung zu filtern.

Ich stelle mir weiterhin vor, eines dieser Kleinstlebewesen zu sein und hineingesogen zu werden in den unersättlichen Schoß der Muschel. Hei, wie meine Ärmchen da zappeln. Wieder so eine lächerliche Träumerei vom Palmenstrand.

Eingeweihte ahnen, wo ich im Ferienland zu finden bin. Die steile Klippe ist mein Revier. Getarnt als Vierzehnfüßler, hocke ich in Felsspalten und unter bröselndem Gestein. Mein Gift ist schmerzhaft, aber es tötet nicht.

Ältere Spaziergänger rühre ich sowieso nicht an. Ich bin interessiert am süßlichen Gesang der Strandmädchen. Sobald er aufblüht, krieche ich aus dem Spalt hervor, bewege mich krabbenartig auf die duftenden Lenden zu. Mein Einstich erzeugt hier und da einen unterdrückten Schrei.

Es fließt kaum Blut. Das Tröpfchen ist bald aufgeschleckt. Trotzdem überfällt mich ein Schuldgefühl. Im Schutz der Strandgräser eile ich zum Hort zurück. In der Kühle des Gesteins kehrt die Besonnenheit zurück.

Die Gedanken an Schuld und Sühne zerfallen zu Staub. In der Herzkapsel erglüht das Manchabild. Gleichzeitig rauscht opernhaft das Leitmotiv auf. Es war von Anfang an den Auftritten des Helden Mancha zugeordnet.

Man stelle sich einen dichtgewebten Teppich aus vielfältigen Streicherklängen vor. Daraus erhebt sich in majestätischen Schritten über nahezu zwei Oktaven aufwärtssteigend die gleißende Stimme der Oboe. Nun sind sämtliche Scheinwerfer auf Mancha gerichtet.

Aus dem abgedunkelten Zuschauerraum verfolge ich die merkwürdigen Bewegungen eines Menschenlebens. Gespannt warte ich auf die hektischen Sechzehntelläufe der Geigen. Sie kündigen den Auftritt der Frauengestalt an. Marianka erscheint in ihrem afrikafarbenen Sommerkleidchen, die braunen Schenkel halb entblößt. Welcher Mann möchte da nicht seine Hand auflegen.

Schon dreht Mancha seine Frontseite zu ihr hin. Kaum merklich lockere ich nach und nach die Zügel. In Mariankas braunem Tierauge erwacht ein mächtiges Saugen.

Unter den Abdeckplanen beginnt sich eine wunderbare Welt zu regen. Zuerst kommen die Zwergechsen hervorgekrochen. Ihre neugierigen Mäuler schnuppern die gefahrlose Luft.

An klarsichtigen Tagen winkt Madagaskars Küste herüber. Noch ahnen die leichtfertigen Bewohner nichts von der Hungersbrunst. Paola wird die Inselschöne genannt. Es gelingt ihr immer häufiger, im feinkörnigen Sand auf einem Bein auszuharren.

Ihr Blick reicht bis zum Festland. Sie bemerkt nichts von den Erektionen in den blauen Hosen der Burschen. Ihr Antlitz sammelt die glutheißen Küsse der Sonne.

Blaßrosa Flämmchen züngeln auf der ausgespannten Oberlippenwulst. Es ist vorherzusehen, daß der letzte Teil meiner Sprachwelt in der Karibik untergehen wird.

Ich stehe Arm in Arm mit den Rastahäuptlingen im knietiefen Wasser der Lagune. Unsere süßlichen Negerschweiß vermischen sich mit der Gischt des Meeres. Die Auflösung beginnt bei den Geschlechtsteilen. Ihre zerfledderten Reste werden von der Brandung auf den Strand gespült. Sie werden von spielenden Kindern aufgelesen und in rostigen Blechdosen heimgetragen. Das Wehklagen in den Bambushütten weicht augenblicklich einem höllischen Gelächter. Die tüchtigen Frauen schlachten am Meersaum das letzte Huhn. Kopflos fliegt es in den Mangobaum, verheddert sich im Gezweig, stürzt endgültig auf den Strand. Riesige Falter lecken die Blutspur auf.

Hochmütig lächelnd betrachten die Frauen das Schauspiel. Das allmähliche Verschwinden der Männer in der Brandung beachten sie nicht. Blauschwarz lauert hinter ihnen die Nacht. Mit einem letzten Lidschlag winke ich der Geliebten aus Ebenholz zu. Ihr Antlitz ist nicht mehr zu erkennen. Aber ich spüre die dunkle Wärme ihres Leibsumpfes. Zukünftig wird der unsterbliche Mancha die Feuchtigkeit unserer Mädchen allein auflecken müssen.

IV.

Es ist zwecklos, nach mir zu suchen. Ich bin nicht zu finden. Man sieht die Hütte nicht, auch wenn man davor steht. Es ist mir im Alter vergönnt, die schönste Form des Daseins genießen zu können, das Alleinsein.

Ich bin nicht einsam. Der Engel streicht eifrig ums Haus. Er ist gleichzeitig mit mir am Frienberg angekommen. Lautlos wie das Käuzchen umhuscht er die Giebel. Es kitzelt etwas, wenn mich der Flügel am Nacken streift. Kichernd trete ich dann über die Schwelle ins Häuschen zurück. Schüre die Glut. Bette das Kinn nachdenklich in der gepolsterten Handmulde.

Ich strengte mich nicht mehr an. Arm und Bein umschweben mich, als wäre ich mit Helium gefüllt. Zwischen den locker gespreizten Schenkeln breitet sich der Hodensack auf dem Stuhlsitz aus. Die geräucherten Balken knistern. Durch Butzenscheiben äuge ich ins Gebüsch. In der Leibhöhle spüre ich das wilde Strömen der Seele.

Gleich wird die nächste Welle aufleuchten, und ich werde wissen, was niederzuschreiben ist. Hastig schlage ich die neue Seite im Notizbüchlein auf und arbeite weiter an dem Roman, den ich vor dreißig Jahren begonnen habe.

Damals schilderte ich Kristofer Mancha als einen Kerl, der sich von Birchermüsli und Vollkornbrot ernährte. Täglich trainierte er mit dem Expander. Aber auch seine athletische Figur vermochte nicht die Blicke der Mädchen auf sich zu ziehen. Offenbar langweilte sie sein schwebgebauter Körper. Sie schauten lieber den schmalen Hüften der Rennfahrer nach.

In jener Zeit kam Mancha zum ersten Mal der Gedanke, eine der drallen Schülerinnen zu überwältigen und sich in dem abgelegenen Versteck einzuverleiben, nach und nach. An der feisten Taille wollte er beginnen.

Die Wollust lässt noch auf sich warten. Fruchtbare Erregungen sind selten geworden. Auch mit dem Grab will es nicht recht weitergehen. Ich bin in der Grube auf klirrenden Fels gestoßen. Mühselig rackere ich mich mit der Brechstange Zentimeter um Zentimeter tiefer. Das Handinnere ist von aufgeplatzten Blasen übersät.

Zum Verschnaufen setze ich mich auf die Veranda. Ein butterweiches Herbstlicht kuschelt sich an die Wangen. Eine solche Oktobersonne wünsche ich mir für den Tag meines Sterbens.

Fahlgelb sollen die Strahlen durchs gelichtete Zweigwerk des Apfelbaumes brechen. Ich ruhe bäuchlings auf den beschriebenen Blättern, die mein Grab auskleiden sollen. Speckig glänzen die Lehmschollen am Rücken. Einen schöneren Tod kann ich mir nicht vorstellen.

Aber noch lebe ich. Noch schaut mich Mancha fragend an, giert nach Sätzen, die ihm ein Dasein ermöglichen. Willfährig lasse ich ihn sich am Forstweg aufstellen. Unter seinen Sohlen zerbricht das knusperige Laub. Auf der Lichtung nisten sich Samenkörnchen von Distel und Brennesel im Grasboden ein.

Geduldig stifte ich eine wohltuende Ordnung zwischen den Figuren. Traumselig tänzelt Natascha zwischen den Buchenstämmen heran.

Nahe an den stillstehenden Mancha rückt sie heran, legt ihre Hand an den gebräunten Nacken. Der Fön macht mich ganz wild, flüstert sie an seinem Ohrläppchen. Mann und Frau beginnen nun einen ausgelassenen Reigen auf der Lichtung. Dabei trampeln sie die Samenkörnchen tief in die aufgeweichte Erde hinein.

Die Hälfte des Tages ist vergangen. Nun entführen mich die Sehnsüchte aus der Waldniederung ins hehre Gebirg. Firne grüßen von den hohen Dächern der Alpen herab. Erschöpft kehren die Blicke zu mir ins Flachland zurück. In den Achselhöhlen strömt bitter der Schweiß.

Eine Schande ist das. Wie um Gottes Willen lenke ich die Gesellschaft von meinen Gerüchen ab. Auf heimliche Art lange ich die Zither her. Satt rauscht der C-Dur Akkord auf. Das Jodeln habe ich noch nicht verlernt. Den Berglern verstopfe ich die Nüstern mit flinken Zungenschlägen.

Schon fühle ich mich halbwegs sicher und lockere den Oberarm.

Es wird schon gut ausgehen. Unversehrt kehre ich in die Niederlassung zurück. Dem Nachbarn zeige ich stolz die verbrannte Stirnhaut. Schön wars in der sonnigen Höh.

Aufgeregter schaue ich die heimatlichen Gräser an. Sie schaukeln so heftig wie nie zuvor im dreisten Westwind. Ungeduldig warte ich auf ein Zeichen des Wiedererkennens. Besonders erwartungsvoll schaue ich die rundlichen Frauengewächse an.

Sie müßten sich doch an mich erinnern, an meine Fingerkuppen, die zärtlich ihre Rispen abgetastet haben. Lustvoll beugten sie ihre langstieligen Nacken. Das können sie doch nicht vergessen haben.

Wem sonst als den Kräutern und Sträuchern sollte ich von meinen Erlebnissen in den Bergen erzählen. Zu berichten wäre von einem Kampf gegen die zerfetzte Wolke, die heimtückisch aus der Senke herankroch. Mit wildrudernen Armen habe ich sie empfangen. Habe nicht nachgelassen, bis sich die wabernde Masse teilen mußte. Meine Glieder schlotterten, aber ich hatte gesiegt. Im strahlenden Sonnenschein stand ich vor dem steinernen Berghaus.

Merkwürdige Sätze frohlockten am rechten Schläfenlappen. Ich habe sie auswendig gelernt. Sobald ich den Rucksack ausgepackt habe, werde ich sie aufschreiben.

Einige Stamperl Obstschnaps habe ich schon genossen. Ich fühle mich ziemlich weit oben, oberhalb der Baumgrenze. Im Talkessel brodeln Nebeligrübes. Als Musik steht die h-Moll-Sonate von Liszt zur Verfügung. Über die verdunkelten Anfangstakte ist das Klaviersgeschehen noch nicht hinausgekommen. Am Flügel könnte man Emil Gilels vermuten.

Für die Augen ist auch gesorgt. Schneidig rast die Südostkante eines Kalksteinriesen himmelwärts. Stifter wüßte

davon ausführlicher zu berichten. Ich muß mich hier mit spärlicheren Kopfinhalten begnügen.

Das Personal besteht aus wenigen Zuhörern, die sich um den Rücken des Solisten scharen. Anselm und Annette sind natürlich auch dabei. Ihre Haarspitzen berühren sich beinahe. Im Hinterhalt drängt mich der Neid, meinen Mancha zwischen ihre Beine zu schieben. Ich könnte ihm Annettes Oberhaut schmackhaft machen. Ich weiß, daß ihr Schoß nach Vanille riecht.

Soeben erfahre ich, daß die Plattenaufnahme des Konzerts aus dem Jahr 1964 stammt. Ich will nicht, daß diese Nachricht mich von meinem Bericht ablenkt. Es geht weiterhin um Mancha, der sich bekannterweise von den Schenkeln, Brüsten, Ärschen seiner Geliebten ernährt, andererseits um mich, der sich im Kar des Fienbergs niedergelassen hat, um sein Grab zu schaufeln, unter dem Apfelbaum.

So ein Sterben zieht sich hin. Ich hab genügend Lektüre mitgenommen, um keine Langeweile aufkommen zu lassen. Wenn ich also nicht über dem Abschlußbericht brüte, lese ich in Romanen von Gerhard Meier und der Jelinek. Das neueste Büchlein von Anselm habe ich selbstverständlich auch dabei.

Ich verehere seine kargen Sätze. Aber ich mag nicht, daß er seinen Kopf so dicht an Annettes Schläfe hält. Warum drängt sich nicht endlich mein Mann nach vorn. Mancha ist doch die Hauptperson. Er könnte mit seinem Eingreifen die Situation zu meinen Gunsten korrigieren.

Annette darf nicht an Anselm verloren gehen. Das soll die Aufgabe der nächsten Stunden sein. Schon schlängelt sich der Abend zwischen den Sträuchern heran.

Seltener schaue ich an mir herab. Der Blick muß sich mühselig über mehrere Fetthügel hinabtasten. Ermattet kommt er bei den klobigen Füßen an. Viel Kraft muß aufgewendet werden, damit sie mich von der Stelle bewegen.

Ich weiß eh nicht mehr so recht wohin. Der sinnvollste Gang bleibt das Heruntertappen zur Grube unter dem morschen Obstbaum.

Dort sollte ich eine Ruhebank aufstellen, denn nach sechsmaligem Zuhacken fühle ich mich schon erschöpft.

Ich könnte den schmerzenden Rücken gegen die grobzimmerte Lehne drücken, die Lider schließen und vor mich hindösen. Gedanken dürfen kommen und gehen.

Stumm gelobe ich, mich zu bessern. Artiger will ich in den letzten Monaten erscheinen. Keine häßlichen Worte mehr benutzen. Der mild lächelnde Engel soll mir die Hand führen. Hier hast du mich, flüstere ich und lockere den ringförmigen Muskel am After.

Sogleich brausen Männerchöre in der Seelenmitte auf. Wohlwollend grinst Robert Schneider vom Hochälpelekopf zu mir ins Kar hinab.

Die olivgrüne Kappe hat er sich aufgesetzt, um das Haupt vor der Morgenkühle zu schützen. Er scheint mir raten zu wollen, das Klavierspiel zu erlernen, später auch das Bedienen von Orgelregistern und Manualen, das Pedal nicht zu vergessen. Zu allerletzt wird die Todtraurigkeit nur noch von Musikstückchen ausgedrückt werden können. Ich denke an Melodien, die Franzl Schubert abgelauscht sein könnten.

Schon sehe ich eine Anzahl hutzeliger Finger auf der linken Seite der Klaviatur herumkrauchen, um den Basssaiten einen todessüchtigen Klang zu entlocken. Der letzte Gang wird der Gang vom Klavierschemel zur Grube sein. Aber soweit ist es ja noch nicht. Noch lauern Sätze im Hinterkopf.

Mit den zur Zeit vorliegenden Schrecken werden sie allemal fertig. Um die ausgezerrten Schläfen des sterbenden Vaters kümmern sich drei Kurzsätze gleichzeitig. Einem von ihnen wird es schon gelingen, das Grausame eines Abschieds vor-

zuführen. Auf meine Sätze kann ich mich immer noch verlassen.

Rainer Wanzelius: 30 Jahre für die Reinheit der Sätze

»Traumwüsten«, erster »Fortsetzungsroman« des Bochumer Autors Ernst Müller

Er ist kein auffälliger Mensch. Sein Wesen ist leise, ängstlich. Aber eines Tages, bald sind dreißig Jahre herum, faßt er sich ein Herz. Der unbekannte Autor betritt eine Buchhandlung, betrachtet, vergleicht die Einbände der vielen Bücher. Der und der Einband gefallen ihm besonders, einer am besten. Dann trägt der Mensch sein Manuskript zur Post, schreibt die Anschrift eines Verlages auf den Umschlag. Wenn das Telegramm eingetroffen ist, ist der Autor nicht mehr lange der unbekannte Autor. Noch vor Weihnachten wird das Manuskript gedruckt. Das Buch hat genau den Einband, den sich der neue Autor immer vorgestellt hat.

Ganz so war das natürlich nicht, aber so wird es von den Leuten, die in Bochum mit Schreiben zu tun haben, erzählt. Denn den Autor gibt's wirklich, seit ein paar Tagen ist er ein bekannter Mann. Und die Geschichte, die er zu erzählen hat, ist in der Tat geeignet, sie noch ein bißchen weiterzudichten.

Der Mann, erstmal, heißt Müller, schlicht und einfach Ernst Müller – für manchen Verleger wäre das schon ein Grund, ihn nicht zu drucken.

Müller übt den unverdächtigen Beruf eines Werbemanns in einem Unternehmen der heimischen Wirtschaft aus. Er lebt, etwas zurück, im Bochumer Norden, in Grumme. Müller hat drei Kinder, ist geschieden und sorgt für seine herzkranken Mutter. Er ist 47 Jahre alt. Soweit.

Im Gegensatz zu anderen, auch zu anderen Autoren, ist dieser schreibwütig: Jemand, dem beim Essen, beim Reden, beim Spazierengehen Sätze durchs Hirn wandern, Teile von Geschichten, mehr Details als Zusammenhänge. Der sie auf

Papier überträgt, ihre Reinheit prüft, an ihnen feilt, bis sie so harmonisch, so stimmig sind, daß er sie gelten lassen mag.

Die Menschen, die mit ihm umgehen, halten das für ein Hobby, ein merkwürdiges dazu.

Er selbst weiß: »Es ist das Einzige, was mich am Leben erhalten kann.« Es ist eine Daseinsform, »eine Art zu existieren, die mich zugleich viele, viele Kräfte gekostet hat«. Er spricht auch von seiner »schizophrenen Existenz«.

Ernst Müller ist ein Flüchtling – einer, der die Augen verschließt, sich in Träume flüchtet. Doch er tut das aus Prinzip. Die äußere Realität mochte er schon als 17-jähriger nicht als real anerkennen. (Nach seiner ersten Lesung – im Bochumer »Café Treibsand« – wurde ihm diese Wirklichkeitsferne denn auch vorgehalten.)

Einstmals, in den 50er Jahren, hatten ihn der Pastor und ein Onkel in eine ungeliebte Lehre gestupst, Posten waren damals so knapp wie heute. Der Junge lernte Industriekaufmann, doch die Arbeitswelt erschreckte ihn; überall sah er »geschundene Kreaturen«, fühlte den »Daumen im Nacken«. So wollte er nicht leben.

Er schuf sich eine andere, eigene Innenwelt. Brachte Gedanken zu Papier, das er dann schnell wieder versteckte. Verzichtete mehr und mehr auf die allgemeinen Annehmlichkeiten. Füllte all die Schreib-Partikel, die vielen Blätter, in Säcke, packte die Säcke in den Keller, warf nichts fort. Offiziell« besuchte er eine Werbefachschule.

Er wechselte von der WEDAG an der Herner- zur GEA an der Dorstener Straße. Er las.

»Mein erstes Leseerlebnis war Friedrich Hölderlin.« Dessen späte Dichtung wurde für den Schreibanfänger ein Schrecken ohnegleichen. Andere schrecken kamen hinzu: Franz Kafka, Samuel Beckett, Robert Walser, Herbert Achternbusch. Denen lief er hinterdrein, an ihnen orientierte er sich: Würde er je deren Meisterschaft erringen?

Die Wahnsinns-Biografien Hölderlins und Walsers faszinierten ihn. Um der Sprache – die richtige-Musik – zu finden, müßte man sich aus allem anderen zurückziehen; selbst die Geschichten, die Story's traten hinter die Form zurück.

Ernst Müller opfert und wird Opfer. Die Fähigkeit, für sich dazusein, stirbt ab. Er hält sich fit, ist täglich als Läufer im Stadtpark anzutreffen oder als Schwimmer im Stadtbad. Das ist aber auch alles. »Seit Jahren lebe ich wie ein knickriger, knausriger Hund.« Kein Theater, keine Geselligkeit. Aber Bücher. Er spart für den Ausstieg, den Rückzug.

»Die Fähigkeit, für andere dazusein, bricht da auch zusammen.« Die Liebesfähigkeit. Er läßt sich scheiden. Wird Asket, arbeitet an Sätzen. Sucht Erlösung. »Wer um sein Leben schreibt, muß irgendwann ganz gut werden. Nur das gelungene Kunstwerk kann erlösen.«

Das Leben aber führt unweigerlich zum Tode. »Allein oder Die Flucht in den sicheren Tod« sollte das erste Buch heißen.

Flucht in die Irrenanstalt – der Riegel vor die Außenwelt

Vorm Papier fühlt er sich mächtig, ein »Zellenbaumeister«. Ein geduldiger Warter, der »arbeitet wie der liebe Gott«. Schaffen will er eines Tages auch das Gesamtkunstwerk. Er übt sich an Radierungen und komponiert. Aber das ist weit hin.

Zwanzig Jahre hat der Mensch Müller gebraucht, um seine Methode zu finden – die Technik, die einzelnen literarischen Partikel aneinanderzukoppeln. Um den Sätzen jene Musikalität zu geben, die das Ziel war. Müllers erstes Buch heißt nun »Traumwüsten«, der Titel »Alleingänge« war bereits vergeben (Rudolf Hagelstange).

Das Werk verleugnet seine Vorbilder nicht – und ist doch eine wunderbare Einmaligkeit. Es erzählt eine Geschichte

vom Geschichtenerzählen. Untertitel jetzt: »Ein Fortsetzungsroman«.

»Traumwüsten« ist der Spiegel des Kampfes der inneren Realität gegen die äußere; ist auch der Spiegel des Kampfes dagegen, daß die innere zur äußeren Welt wird.

Nichts ist, was ist. Alles könnte sein. Was sein könnte, wird wirklich. Wird die Wirklichkeit zu aufdringlich, wird sie zurückgenommen. Was war, entpuppt sich als Wunsch. Doch Müller mißtraut selbst der Irrealität, selbst dem Mißtrauen, dem Wunsch.

Diese Traumwüstenwelt dreht sich um das Schreiberdasein als Ideal, als Utopie, zugleich um die Beendigung einer realen Biografie. »In meinen Träumen sehe ich mich oft neben Friedrich Hölderlin stehen. Auch einen Robert gibt es, nur heißt er Widmer, nicht Walser. Immer wieder reist der Protagonist nach Hohenasperg, hier, in der Anstalt wird er Ruhe finden. Hier wird er das finden, was sein einziges Ziel, der erste und letzte Wunsch: Schreiben-Können. Für ein Bestechungsgeld erhält er ein Blatt Papier. Ein Riegel vors Draußen. Nur darum dreht sich, genauegenommen das Buch, dafür hat es Müller geschrieben, geschrieben, geschrieben.

Die Reaktion der Verlage müßte ihn bestätigen. Natürlich hat Müller gewußt, welche Bücher auch in welchen Einbänden drin sind, er hat sich sogar die »Kollegen« ausgesucht. Aber als Außenseiter auf Anhieb gleich bei Rowohlt (Reihe das neuen buch 173) und zuvor fast bei Suhrkamp angenommen zu sein – einen besseren Start, eine größere Bestätigung kann sich ein Neuling – bei zwei Einsendungen überhaupt – kaum wünschen.

Er hat es erreicht, er kann sich seiner Sache sicher sein. Das würde, in letzter Konsequenz, das ganze auch wieder überflüssig machen, das Schreiben. Aber mit derselben Konsequenz ist es auch endlos: ein Schwimmer darf keine Pause machen.

Man kann ihn nun plakatieren als »die Entdeckung«, »den
Achternbusch des Ruhrgebietes« – aber das hilft ihm nichts.
Wie sein Held muß er von vorn beginnen. Und der Held
heißt Mancha. Das ist sicher nicht nur ein ruhrdeutscher
»mancher«, das ist vor allem ein Don Quichotte de la Man-
cha.
Ein Träumer.
Ein Wahnsinniger.

Schreibheft-Interview anlässlich von »Traumwüsten«

Auf der Suche nach dem gelungenen Satz. Wanderung mit Ernst Müller

»Alles, was Sie hier sehen, habe ich einmal unter meinen Händen gehabt. Hier steht kein Zaunpfahl, den ich nicht gesetzt und es gibt keinen Quadratmeter Weide, an dem ich nicht gearbeitet habe.«

Der das sagt, ist Schriftsteller und Angestellter in einem Industriebetrieb in Bochum. Wir sind ins Sauerland gefahren, um ihn zu besuchen, und er beschreibt uns mit einer weiten Armbewegung über Äcker und Weiden seine zweite Heimat. Nach fünf Tagen Arbeit kommt er seit Jahren jedes Wochenende in das kleine Häuschen mitten im Wald. Von hier sind es nur ein paar Schritte zum benachbarten Bauernhof, wo Ernst Müller die meiste Zeit mit Arbeit verbringt: Kuhstall ausmisten, Holz einfahren, Disteln auf den Weiden beseitigen und am liebsten Zaunpfähle einschlagen. »Es gibt fast nichts Schöneres als Pfähle zu setzen – und zu schreiben.«

Ernst Müller stammt aus einer Bochumer Bergarbeiterfamilie, hat nach der Volksschule eine Lehre als Industriekaufmann absolviert und arbeitet seitdem in der Werbeabteilung eines Industriebetriebes. Und er malt und komponiert. Vor allem aber schreibt er, das seit dreißig Jahren und fast völlig unbemerkt von seiner Familie, seinen Kollegen und Freunden. Nach diesen dreißig Jahren schickt er ein Manuskript an die Verlage Suhrkamp und Rowohlt. Suhrkamp lehnt ab, aber Jürgen Manthey, Herausgeber der Reihe ›das neue buch‹ bei Rowohlt, greift sofort zu.

Das folgende Interview ist die stark gekürzte Fassung – sozusagen ein Extrakt – aus stundenlangen Gesprächen, die wir (Antje Lühl, Ludger Claßen und Norbert Wehr) mit

Ernst Müller auf Spaziergängen und in seinem Häuschen im Sauerland geführt haben.

Schreibheft: Ernst Müller, Sie schreiben seit dreißig Jahren, das macht neugierig darauf, wie Sie zum Schreiben gekommen sind. Gibt es in der Schulzeit oder vom Elternhaus her Anstöße, Anregungen zur Beschäftigung mit Literatur?

Müller: Der Schulunterricht hat eigentlich keinen Anstoß zum Schreiben gegeben. Ich war zwar ein Musterschüler und bin von Zuhause auch dementsprechend motiviert worden, aber Elternhaus wie Schule kann ich als prägende Faktoren für meine künstlerische Entwicklung fast ausschließen.

Schreibheft: Sie haben mit 18 Jahren, also nach Beendigung der Schule, begonnen zu schreiben. Wie hat sich Ihre Familie dazu verhalten. Haben Ihre Eltern, und dann später Ihre Frau, davon gewußt?

Müller: Nein, meine Eltern überhaupt nicht. Als ich verheiratet war, wußte meine damalige Frau davon, aber nicht, was ich schrieb. Meine Eltern waren zu diesem Zeitpunkt immer noch ahnungslos. Ich habe das streng geheim behandelt, es wäre mir unangenehm gewesen, wenn es irgendwie herausgekommen wäre.

Schreibheft: Wie klappte denn diese Geheimhaltung überhaupt?

Müller: Einmal sind es ja verrückte Zeiten, zu denen ich arbeite und gearbeitet habe: dann, wenn normale Menschen schlafen. Ich hab' mir immer Freiräume geschaffen, manchmal auch, wenn es sein mußte, mit brutalen Mitteln. In vielen Fällen habe ich wenig Rücksicht genommen auf die Bedürfnisse meiner Mitmenschen, die vielleicht lieber

gesehen hätten, wenn ich im trauten Kreise mitgemacht hätte. Ich habe mich immer dann abrupt zurückgezogen, wenn ich das Gefühl hatte, nur für mein Schreiben da sein zu müssen. Irgendeine Ecke habe ich immer gefunden. Unter allen Umständen, auch im Beruf, habe ich es immer verstanden, auszubüchsen vor dem, was mich erwartete.

Schreibheft: Haben Sie eigentlich beruflich jemals Ehrgeiz entwickelt, so wie in der Schule?

Müller: Nein, überhaupt nicht! In der Schule und später in der Berufsschule, während der Lehre als Kaufmann, habe ich noch was getan, weil ich theoretischer Arbeit einiges abgewinnen konnte. Aber die Arbeit selbst und den Beruf habe ich von Anfang an abgelehnt.

Schreibheft: Aus dem Beruf auszusteigen haben Sie nie vorgehabt?

Müller: Doch, immer. Ich hatte immer Pläne, zum Teil so verrückte Pläne, daß man gar nicht drüber sprechen mag, weil die wirklich schon fast pathologisch waren. Wenn ich mir überlege, was ich schon alles vorhatte, um mich daraus zu befreien, welche verrückten Dinge, die mir sicherlich nicht bekommen wären! Irgendwie habe ich aber nie den Mut gehabt, es wirklich zu tun. Ich bin kein mutiger Mensch, sondern eher ängstlich. Der ganze Mut steckt in den Plänen, die kühn genug sind, um fünf Abenteuerleben ausfüllen zu können. Dieser ständige Stachel, etwas anderes zu machen, als mir aufgezwungen wird, macht sicher auch den starken Drang, den ständigen starken Drang zum Schreiben aus.

Schreibheft: Wenn Sie offensichtlich mehr Ehrgeiz ins Schreiben legen als in Ihren Beruf, gab es dann nicht auch schon früher Pläne, etwas davon zu veröffentlichen?

Müller: Nicht direkt veröffentlichen, aber ich hatte von Anfang an den Ehrgeiz, so gut zu werden, daß meine Sachen zum Besten gehören sollten, was in deutscher Sprache zur Zeit gemacht wird. Diesen Ehrgeiz, dahin zu kommen, habe ich eigentlich immer noch. Es ist ein mühseliger Weg, weil ich kein Naturtalent bin, sondern immer nur sehr kleine Schritte gemacht habe, aber nie von diesem Weg und dem Ziel dieses Weges auch nur ein Jota abgewichen bin.

Schreibheft: Wie würden Sie dieses Ziel beschreiben?

Müller: Anvisiert war von Anfang an, eine ungeheure Elastizität herzustellen in der Sprache. Jede einzelne Zelle, die ich baue, soll durchlässige Membranen haben, um in der Lage zu sein, den Saft der einen Zelle, der einen Spracheinheit, in die nächste hineinschleusen zu können. Es handelt sich da um einen irren Stoff. Mein ganzer Ehrgeiz besteht nämlich darin, alles, was ein menschliches Bewußtsein transportiert und bewältigen kann, in eine Form zu bringen. Alles, was ein Schriftsteller sonst in verschiedene Formen bringt – Tagebuch, Briefe, Lyrik, seine Prosa – in einer einzigen Enzyklopädie zusammenzufassen. Ich will dahin gelangen, daß es eine große Selbstverständlichkeit wird, zwischen den Aussageformen zu changieren, Sprache zu biegen ...

Schreibheft: ... ohne Brüche ...?

Müller: ... ohne Brüche, das ist unabdingbar. Mit Brüchen geht es jetzt schon. Mein Ziel ist es, einen durchgehenden Aussagestrom zu schaffen, wo an keiner Stelle der Finger draufgelegt werden kann, um Gefälle, Abruptheiten zu kennzeichnen. Mein letztes Ziel ist, in diesen Aussagestrom noch das Bildnerische und das Musikalische mit zu integrieren. Das sind Berge, die da bestiegen werden müssen, um

auch diese Wände durchlässig zu machen. Das soll alles wie ein Gewächs sein, wie ein Baum wächst, wo man auch nicht das Gefühl hat, dieser oder jener Ast kommt irgendwie schief raus.

Schreibheft: Gab es am Anfang dieses Weges, als Sie angefangen haben zu schreiben, Vorbilder literarischer Art, an denen Sie sich orientiert haben oder die Sie vielleicht überhaupt erst zum Schreiben motiviert haben?

Müller: Nein, Dichtung hat überhaupt keine Rolle gespielt, sondern zuerst hat mir Philosophie wesentliche Anregung geliefert. Einer der ersten Philosophen, mit denen ich mich beschäftigt habe, war Nietzsche. Hier kam ein Gedankengut auf mich zu, das mich faszinierte und zugleich auch eine Sprachform, die mich packte und aus der heraus der Wunsch kam, selber nachzudenken und selber Gedachtes dann zu formulieren. Was ich damals formuliert habe, noch ziemlich unreif, war durchaus auch fragmentarisch, Nietzsche-Nachfolge. Es war der Stil, der mich in erster Linie interessiert hat und der mich im Grunde auch nicht wieder losgelassen hat.

Schreibheft: Hat Ihr Schreiben damals auch eine Funktion von Tagebuchschriften gehabt?

Müller: Zunächst habe ich natürlich alles für mich gemacht, ohne direktes Ziel, etwa der Veröffentlichung. Insofern war es sicherlich so etwas Ähnliches, was andere Leute mit ihrem Tagebuch bewerkstelligen wollen, obwohl es nie die Form eines Tagebuchs hatte, wohl aber dessen Funktion: Drücke loszuwerden. Drücke kann so einer wie ich nur loswerden, indem er ihnen eine sehr gute Form gibt. Und insofern ging es natürlich über das Tagebuch hinaus, wo man sich schon mal erlauben kann, etwas dahinzuschlab-

bern, einfach nur einen Gedanken, der da wie ein Furz im Kopf sitzt, mal rauszulassen.

Ich glaube, daß mein Buch »Traumwüsten« davon lebt, so zu tun, als würde jemand autobiographisch erzählen, der im Grunde aber mit jedem Satz mehr zurücknimmt, als er überhaupt preisgibt. Auf ein Extrem gebracht: Ich schreibe alles hin und erkläre alles für wahr, wenn ich finde, daß es ein guter Satz geworden ist. Da habe ich absolut keine Skrupel und damit unterscheidet sich »Traumwüsten« völlig von einer Autobiographie, wo doch die Tatsächlichkeit einer Existenz ans Licht gezogen werden soll. Ich habe, als ich Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« las, gedacht, daß ich das, was ich mache, am besten »Auf der Suche nach dem gelungenen Satz« bezeichnen sollte.

Schreibheft: Also steht bei Ihnen weniger die autobiographische Erinnerung, sondern vielmehr die Form dieser Erinnerung als Satz im Vordergrund?

Müller: Das ist genau der Punkt. Bei mir ist die Erinnerung, das Erlebnis des Erinnerungsblitzschlages natürlich auch sehr wichtig. Aber anders wichtig als etwa bei Proust, der ein Verlangen hatte, diesen Augenblick von seiner momentanen Erkenntnis und seiner momentanen Fähigkeit her nochmals erstehen zu lassen. Diesen Wunsch habe ich nie gehabt, es geht mir gar nicht um diesen Augenblick, das einzige was ich daran schätze, das ist dieser Erregungszustand, den eine Erinnerung mit sich bringt. Wenn ich in solch einer Erregung vibriere, dann weiß ich ganz genau, jetzt bist du bald in der Lage, einen guten Satz zu machen.

Schreibheft: Die Erinnerung ist Ihnen also nur Mittel zum Zweck?

Müller: Genau, ja. Weil sie mich erregt. Sie gibt mir Material, was wichtig ist für meine Art zu schreiben. Ich kann

nicht blutlose Konstruktionen fabrizieren, es muß schon was Lebendiges drin sein, das mir die Erregung verschafft und mit der ich eine erregende Form schaffen kann, die mit dem ursprünglichen Erinnerungsbild unter Umständen überhaupt nichts mehr zu tun hat.

Schreibheft: Also ist auch das, was Sie über Frauen schreiben, nicht unbedingt identisch mit dem Verhältnis Ernst Müllers zu Frauen?

Müller: Sie müssen davon ausgehen, daß ich Frauen im Grunde mag. So wie sie sind. Aber ein solches Selbstverständnis und eine etwas einfältige Haltung wäre nicht die Voraussetzung, in solcher Sprache zu schreiben, wie ich es in »Traumwüsten« versucht habe. Denn ich will ja eine todtraurige Musik machen und dazu ist ein bestimmter Sprachtonfall notwendig, der vieles negativer klingen läßt und mit meiner persönlichen Tonart Frauen gegenüber wenig zu tun hat. Für einen guten Satz bin ich bereit, der Wahrheit ins Gesicht zu spucken. So kommen diese negativen und unglücklichen Frauenszenen und -bildnisse zustande. Denn was fang ich an mit einem glücklichen Verhältnis zu einer Frau, ja, das wäre absolut ein Hemmnis. Wenn Sie mich näher kennen würden, dann wäre Ihnen klar, daß da eine Kluft ist, ja, eine schizophrene Spaltung von literarischem und lebendigem Ich. Passagenweise habe ich beim Lesen des fertigen Buches gedacht, au ja, dieser Satz ist wirklich prima, bin aber dann auf Sätze gestoßen, wo ich selbst erschrocken war und mir gesagt habe, Du, das darf aber nicht wahr sein, das darf nur schön sein.

Schreibheft: Aber man kann doch »Traumwüsten« nicht auf eine Form reduzieren, da steckt doch eine Menge drin von zwischenmenschlichen Problemen, von Beziehungen!

Müller: Sicher, ich glaube, gerade »Traumwüsten« steckt voller versuchter Annäherungen an andere Annäherungen ohne glückliches Ergebnis, aber ständig immer wieder ansetzend, entweder traumhaft ansetzend oder berichtend, so als wenn es auch in der Realität versucht würde, was auch stimmt. Aber diese Ansätze sind Sackgassen.

Schreibheft: Dann ist Triebkraft Ihres Schreibens nicht nur Flucht vor den Anforderungen der Realität, sondern ist auch in diesen versuchten Annäherungen an andere zu suchen?

Müller: Ja, wenn Sie so eine ärmliche Form des menschlichen Kontaktes haben wie ich, dann müssen Sie irgendwo einen Ersatz finden, der Ihnen zumindest vorgaukeln kann, daß diese dürre Art der zwischenmenschlichen Beziehungen mit irgendetwas anderem wieder gutgemacht werden kann. Wenn ich nicht immer gehofft hätte und hätte hoffen können, irgendwann diese kaum zu akzeptierende Art des Lebens durch das Schaffen eines Wertes auszugleichen, wäre dieses Leben nicht durchzustehen gewesen.

Schreibheft: Ihr Buch sollte ursprünglich heißen: »Alleingang oder Die Flucht in den sicheren Tod«. Ist Schreiben eine Möglichkeit, dem sicheren Tod durch das Schaffen eines bleibenden Wertes zu entgehen?

Müller: Ja, das ist das eine, daß ein Wert geschaffen wird, der einen selbst überlebt. Aber es ist noch etwas anderes drin, daß nämlich durch das Schreiben an sich, im Moment des Schreibens auch Problemmaterial herausgebracht wird – gebändigtes Problemmaterial. Und diese Entlastung, die ich dann erfahre, bringt ständig etwas von dem Pfropfen, den ich immer in der Kehle habe und der mich zu ersticken droht, heraus. Diesen Pfropfen kriege ich immer ein Stück heraus, indem ich daraus Sprache mache, Literatur mache. Das tue ich alle Tage. Es ist das Grandiose, was

ich erfahren habe beim Schreiben und was mich schreibsüchtig gemacht hat, wie alles süchtig macht, wenn es eine entlastende Funktion hat. Für den einen ist es eine Tafel Schokolade, für den anderen sind es 60 Zigaretten am Tag. Für mich sind es die sechs Sätze am Tag, die es dann bringen.

Schreibheft: Wieso schreiben Sie eigentlich Prosa, Lyrik würde doch viel näher liegen?

Müller: Ich habe viele Jahre lang nur Lyrik gemacht und schreibe auch jetzt wieder Gedichte. »Traumwüsten« ist ja eigentlich auch keine richtige Prosa, sondern lebt eher von den Gesetzmäßigkeiten der Lyrik. Ein echter Prosa-Schreiber bin ich nie gewesen und werde es wohl auch nie sein, weil ich viel zu wenig Interesse an der übergreifenden Konstruktion habe, daran, weitreichende Bögen zu ziehen.

Schreibheft: Das ist ja auch eine gerade im 20. Jahrhundert häufig geäußerte Überzeugung, man könne keine Geschlossenheit mehr erzählen!

Müller: Ja, ich bin auch der Überzeugung, daß heute nur noch Knallköpfen möglich ist – Knallköpfe durchaus im guten Sinne –, eine Geschichte anzufangen und sie zu einem Ende zu bringen. Ich meine, irgendwie müßte heutzutage der chaotische Grundzug der Welt für jedermann schlagend deutlich sein und es ist kaum vorstellbar, so zu tun, als könne ein logischer Vernunftfaden, ein logischer Ablauf durch Existenz hindurchgehen. Ich habe zwar eine Hochachtung vor Leuten, die auch heute noch erzählen und eine Fabel konstruieren können – es ist die Hochachtung dessen, der selbst dazu unfähig ist. Trotzdem entgeht ihnen ein wesentliches Moment der Gegenwart, nämlich der tägliche Irrsinn, und dem entspricht literarisch eher eine offene Form.

Schreibheft: Da klingt aber auch Resignation oder Wut über den täglichen Irrsinn heraus.

Müller: Ich bin mir sicher, wenn ich nicht die Waffe des Schreibens kennengelernt hätte, dann wäre ich – bei meiner Einstellung zur heutigen Gesellschaft – eines Tages dahin gekommen, Molotow-Cocktails zu bauen und hätte irgendwann, genau so wie ich eines Tages an den Rowohlt-Verlag geschrieben habe, irgendwann diese Molotow-Cocktails hochgehen lassen. So wird mein ganzer Zorn und mein ganzes Gelächter, was im Grunde hinter »Traumwüsten« steht, durch das Schreiben aufgelöst. Da nämlich mache ich mich über mich selbst und Gott und die Welt lustig, so wie ich mit den Elementen rigoros umgehe, als wäre ich der liebe Gott persönlich. Wenn ich mir das im Schreiben nicht gestattet hätte, wäre ich tatsächlich der erste Terrorist der Bundesrepublik geworden.

Schreibheft: Wie verhält sich jetzt eigentlich Ihre Umwelt, die Kollegen in der Firma und ihre Freunde? Was ist das für ein Gefühl für Sie, als langjähriger ›Geheim-Schreiber‹, mit einer Umwelt konfrontiert zu sein, die plötzlich Bescheid weiß und die sich vielleicht sogar teilweise in dem Buch wiedererkennt?

Müller: Es ist unangenehm für mich. Es war mir wohler ums Herz, als es niemand wußte. Ich sehne mich auch nach diesem Ursprungszustand zurück. Es hat sicher in erster Linie damit zu tun, daß ein großer Teil meiner Bekannten, die jetzt wissen, daß ich schreibe, sich das Buch kaufen und auch lesen, um Dinge darin zu suchen...

Schreibheft: ... die auf der Suche sind, sich wiederzuerkennen?

Müller: ... ja, ja. Das ist etwas sehr Unbehagliches für mich. Zumal ich auch nicht derjenige bin, der sich wieder und wieder hinsetzen kann, um jedermann zu erklären, daß das

Ich des Buches und die darin handelnden und auftauchenden Figuren nicht mit mir und meiner realen Umwelt identisch sind. Es liegt mir schon daran, ein genaues Bild von mir in den Leuten zu erzeugen, die mit dem Buch umgehen, aber ich kann mich nicht immer wieder rechtfertigen und insofern besteht die Gefahr, daß manches in die falsche Röhre hineingeht und manche Leute sich vermeintlich im Buch wiedererkennen und betroffen sind über die in ihren Augen negative Darstellung ihrer Persönlichkeit.

Auch in der unmittelbaren Umgebung, bei guten Freunden, habe ich manchmal das Gefühl gehabt, eine Betroffenheit erzeugt zu haben, die nicht Betroffenheit aus Anerkennung über meine literarische Leistung, sondern eine Betroffenheit ist, die bei den jeweiligen Leuten mit der Revision ihrer Einstellung mir gegenüber verbunden ist. Z. B. die beiden H.'s (Landwirtschaftsfamilie in unmittelbarer Nachbarschaft von Ernst Müllers Hütte und mit Müller gut befreundet), die nicht wußten, daß ich schreibe und die bislang nie Argwohn hatten, mich in ihren Kuhstall zum Ausmisten zu lassen und denen ich im Laufe der Jahre tonnenweise Mist rausgeschafft habe. Nachdem sie von meinem Debut als Schriftsteller gehört hatten, sagten sie, es sei nicht nötig, daß ich weiter den Kuhstall ausmisten würde. Mittlerweile ist diese Scheu, mir als Schriftsteller keine Handarbeit zuzumuten, zum Glück wieder verschwunden.

Schreibheft: Ich möchte mal eine Stelle aus dem Buch vorlesen: »Niemand auf der Station störte sich an seinen Absonderlichkeiten. Ärzte und Pfleger lassen ihn gewähren. Er lebt ausschließlich für seine rasch wechselnden Launen.« Und dann Kristof Mancha zu sich selbst: »Endlich bist du in deiner wahren Heimat angekommen.« Würde sich auch Ernst Müller am ehesten in einer psychiatrischen Anstalt aufgehoben fühlen, würde er sich dort am ehesten von der Umwelt akzeptiert fühlen?

Müller: Ich fühle mich bei Leuten, die krank sind an ihrer Seele, durchaus mehr unter Brüdern als bei Leuten, die vor Gesundheit strotzen, Managern, Parteiführern oder ähnlichen. Solchen also, die das Leben in der Hand haben, alles deichseln, die schönste Frau in der Stadt heiraten, aus jeder geschäftlichen Unternehmung Geld und Gewinn ziehen, Leute also, die nie in ihrem Leben Zweifel hatten, ob sie auf dem richtigen Weg sind und eine viechische seelische Gesundheit haben. Dem Teil Menschheit fühle ich mich nicht zugehörig. Ganz konkret glaube ich, auf einer Abteilung in einem psychiatrischen Heim unter einem Dutzend schizophrener Leute durchaus das Gefühl haben zu können, Mensch, hier kannst du wohnen. Diese Menschen haben eines mit mir gemeinsam, nämlich, daß sie die Realität an irgendeinem Punkt nicht mehr ausgehalten haben, die sie einfach wie ein Hochwasser überschwemmt hat, und sie haben sich, um überleben zu können, ihre eigene Welt geschaffen. Diese Welt sieht nur verbogen aus für Leute, die sich an diese Wirklichkeit fast mit dem Mute der Verzweiflung klammern. Ich glaube, diese schizophrene Welt ist eine viel wunderbarere, eigenere und viel menschlichere Welt als diese sogenannte normale Welt.

Hermann Wallmann: »Lebensspieler«. Ernst Müllers neuer Roman

»Ich glaube, dass mein Buch ›Traumwüsten‹ davon lebt, so zu tun, als würde jemand autobiographisch erzählen, der im Grunde aber mit jedem Satz mehr zurücknimmt, als er überhaupt preisgibt« – so hat Ernst Müller in einem Gespräch mit dem »Schreibheft« (Nr. 19, Essen 1982) die Funktionsweise seines ersten Romans (das neue buch 173, Rowohlt Verlag, Reinbek 1982) charakterisiert. Wollte man das Verfahren seines zweiten Romans kennzeichnen, könnte man dieses Zitat buchstäblich umkehren: Es geht um jemanden, der so tut, als spielte er Theater, der im Grunde aber mit jedem Satz mehr preisgibt, als er »vorführt«.

Hubert Malessa, der Ich-Erzähler, hat nach dem Tode seiner Mutter einen Nervenzusammenbruch erlitten und jahrelang völlig allein in dem großen elterlichen Haus gelebt. Er hat genügend Kapital geerbt, um sich auch nach der Kündigung seines Arbeitsverhältnisses »den Müßiggang erlauben zu können«. Als er auf die 50 zugeht, veröffentlicht er eine Annonce, in der er »gleichgesinnten Kameraden (. . .), mit denen ich reden und spielen, scherzen und streiten kann«, anbietet, mietfrei zu wohnen, wenn diese ihrerseits bereit seien, den Beruf aufzugeben und ihm uneingeschränkt zur Verfügung zu stehen. Drei Männer – Kulka, Tomczak und Falkow – und drei Frauen – Marielle, Kristiane und Natascha – ziehen ein und finden sich, eher traumwandlerisch beiläufig, zu Paaren zusammen. Die erste gemeinsame Beschäftigung der Lebensspieler besteht im Bau einer Bühne, auf der sie »müheles jede Art von Leben aufführen« können; die freie Natur und die unfreien Städte sind zusätzliche Schauplätze. Hubert bleibt das siebente Rad am Wagen, weil er »viele Stunden allein sein muss, um in Ruhe über neue Spielmöglichkeiten nachzudenken«. Mal ist es das Trauerspiel »Holterling« (Hölderlin), das sie auf-

führen, mal spielen sie die Döblin-Preisverleihung an Gerhard Roth, und zuletzt konzipieren sie einen »Don Juan«. Aber die meiste Zeit spielen sie ihr »Leben« bzw. sie »spielen« Leben. Hubert Malessa braucht seine Partner nicht nur, um ein Scheidungsdrama, eine Dreiecksgeschichte, ein Kriegsspiel, eine Rauschgiftstory oder ein Krankheitsstück zu inszenieren, sondern auch zu dem Zweck, dass sie Figuren seiner eigenen Lebensgeschichte verkörpern, die von Bunkernächten, der Angestelltenzeit bei der »Urmag« und etwa der unglücklich schuldhaften Liebesbeziehung zu einer Rotraut gezeichnet ist. Er ist der Regisseur, dem mitgespielt wird: »Wie gern würde ich in diesem Augenblick Tomczaks Platz einnehmen, würde mich heißhungrig an Kristianes Seite drängen.« Er ist der Lebensspieler, der sich nach Marionetten sehnt: »Mit einem Ruck schliesse ich die Jalousie und träume wieder einmal davon, anstatt mit lebenden Wesen mit Puppen umzugehen, die willenlos mit sich anstellen lassen, was ich von ihnen verlange.« Er ist der Souverän, der hinfallen will: »Ich möchte nun selbst wieder in Lebenshandlungen verstrickt werden. Vor dem Schminkspiegel sitzend, klebe ich mir weißgraue Strähnen ins Schläfenhaar. Das Wangenfleisch sauge ich in die Mundhöhle hinein. Die Augen stecken schon tief genug im Kopf. Ich bitte Natascha, mir die Jochbeine noch etwas bleicher zu pudern.« In Ernst Müllers Buch sieht man vor lauter Bäumen keinen Wald, vor lauter Handlung passiert nichts: anders wäre das Buch nicht möglich. Die Gefahr des Episodischen musste aufgefangen werden durch einen Bewusstseinsstrom, dem die Grenzen zwischen Aufführung, Gedankenspiel und Traum gleichgültig sind, die Gefahr realistischen Referierens durch einen dramaturgischen Pointillismus. Hubert Malessa gehört nunmehr zu dem kleinen Volk der geschlagenen und unschlagbaren Sehnsuchtselden, das in den Büchern von Emmanuel Bove und Urs Widmer und Robert Walser lebt. Der (kunstvolle) Verzicht auf alles über den Atemrhythmus hinaus Arran-

gierte macht, dass die Sätze in der neuen Geschichte von Ernst Müller nichts zu tun haben. Sie leuchten auf – und es verschlägt einem das Wünschen. Ich möchte dieses Buch nicht missen – und, recht eigentlich, gar nicht empfehlen.



Blick auf den Schreibtisch des Autors.

Die letzten Blätter fallen oder
Vom allmählichen Entschwinden des Hubertus Ma-
lessa in der Brenkener Waldgruft. Abschiedsgesänge

Erster Gesang
Lebewohl, Bruder Wald

Das Flüchten sei nun beendet. Hier will ich jetzt bleiben.
Bis zum Schluß. Einen besseren Ort, um mein Leben
ausklingen zu lassen, werde ich nicht finden. Wenige Tage
nachdem der verblichene Mutterleib in der Friedhofserde
eingebuddelt war, bin ich in panischer Eile aus der gehaß-
ten Stadt zum vom Vater geerbten Hüttchen im westfä-
ischen Schutzwald geflohen.

Dort darf ich nun allein im Schatten ehrwürdiger Wipfel
hausein. Hütte und Wald haben mich inzwischen schon
etliche Male vor dem Ärgsten bewahrt. Sie sollen mir dem-
nächst beim Sterben behilflich sein. Ich hoffe, mich zu
Füßen der dickleibigen Lieblingsbuche unbemerkt auflösen
zu können. Am Ende als Nahrung für eine hundertjährige
Baumriesin dienen zu dürfen, ist mir ein tröstlicher
Gedanke.

Wahrscheinlich lauert der Schnitter schon am Waldrand.
Harrt aus im schummerigen Versteck. Wartet geduldig auf
meine schwächste Stunde. Um dann entschlossen loszu-
marschieren.

Für diesen Überfall möchte ich gerüstet sein. Der Ewig-
grüner soll würdevoll empfangen werden. Vielleicht sollte
ich ihm gar ein paar Schritte entgegengehen. Ein weißes
Tüchlein schwenken als Zeichen, daß ich mich schon er-
geben hab. Alsdann mag mein Tod mich auf seine
knorrigen Arme laden, mich als ein schlaffes Bündel davon-
tragen.

Aber noch darf ich ein wenig im glitzernden Strom des Lebens treiben. Noch werden meine Augen an jedem Morgen aufgetan. Mit verkrusteten Lidern begrüßen sie staunend den neuen Tag. Selbsttätig recken sich die Arme zur Dachschräge empor. Der Brustkorb dehnt sich bis zur äußersten Grenze aus. Etwas später richte ich den steifgelegenen Oberkörper auf.

Ein sachter Schwindel zwingt mich, minutenlang auf der Matratzenkante zu verweilen. Unterdessen zerkratze ich den halbkahlen Schädel. Sehe zu, wie ein schuppiger Grind zum Teppich hinabrieselt.

Dann sind die Fingerkuppen endlich bereit, zur Brille auf dem Bücherhügel vorzustößen. Während sich die linke Hand bemüht, das mäßiggefüllte Uringefäß unter der Bettstatt hervorzuklauben. In übervorsichtiger Altmännernmanier tapere ich die steile Stiege von der Schlafempore zur Wohnstube hinab. Ungewaschen, unrasiert setze ich mich an den grobgezimmerten Eichentisch.

Da hocke ich nun zermürbt und altersgrau am gewohnten Platz auf der Eckbank. Den Nacken halte ich demütig gebeugt. Brav ruhen die Hände gefaltet im Schoß. Ich atme.

Bedächtig saugt die Lunge die warme Stubenluft ein. Hält sie ein Weilchen bei sich. Stößt sie dann zischelnd zum Lippenspalt hinaus. Dasitzen und atmen. Das kann ich noch. Das fällt mir nicht schwer. Das halte ich wohl noch eine Zeit lang durch.

So kauere ich also Tag für Tag im Herrgottswinkel unter dem polierten Holzleib des Gekreuzigten und lausche hinauf. Noch herrscht Stille da oben, unterm Schädeldach. Aber aus Erfahrung weiß ich, daß bald die vertraute Stimme zu hören sein wird. Sie tönt vermutlich aus einer winzigen Kapsel hinter der Stirnwand. Ich kann mich auf ihr Erklingen verlassen. Immer noch hat sie mir zur rechten Zeit gesagt, was ich zu tun oder zu lassen habe.

Just in diesem Augenblick wird mir auch schon dringend geraten, abzulassen vom sturen Dahocken auf der Eckbank und über die Schwelle ins Freie zu treten. Willfährig tragen mich die Füße zum offenen Gatter hinab. Es sind jetzt nur noch wenige Schritte nötig, und mich verschlingt der wohlthätige Forst.

Auf dem krummen Holzabfuhrweg zieht es mich vorbei an kühhengewundenen Pflanzenleibern. Ich schaue nach links, den Hang hinab. Schaue nach rechts, hügelan. Am Aussichtspunkt halte ich gewohnheitsmäßig an. Lasse mich auf einem der übermoosten Baumstümpfe nieder. Sobald ich das eindeutige Signal vernehme, erhebe ich mich vom feuchten Stumpf. Kehre auf gewohnten Pfaden zur Hütte zurück.

Kaum habe ich meinen Sitz eingenommen, legen sich die Hände wiederum selbsttätig auf der rauen Tischplatte ab. Eindringliche Fragen glimmen im Hirngekröse auf. Was denn jetzt, o Herr, steigt mein besorgtes Flehen himmelwärts. Wie soll es denn weitergehen mit mir in den nächsten Stunden.

Insgeheim wünsche ich mir, daß ich endlich mal wieder aufgefordert werde, eines meiner kargen Geschichtchen ins Sudelheft zu krakeln. Die blaue Kladde und der gespitzte Bleistift liegen eh schon immer an der Tischkante bereit. Ich könnte also ohne Umstand damit beginnen, ein drolliges Ereignis aus meinem Wäldleralltag zu schildern. Als handelnde Geschöpfe bieten sich die Hüttenmäuse oder auch das emsige Spinnenvolk an.

Denn mit diesen lebensstüchtigen Gesellen wohne ich seit jeher unter einem Dach. Die Mäuschen toben nächtelang im morschen Gebälk. In schlaflosen Nächten meine ich, das Gewisper der liebestollen Pärchen hören zu können. Wenn ich das Lärmen nicht länger ertragen mag, stopfe ich mir Wattekügelchen in die Ohren. Niemals könnte ich meinen possierlichen Mitbewohnern bösesonnen sein.

In der Fortsetzung des Berichts mag von den filigranen Spinnen die Rede sein. Ich schaue ihnen gern tagsüber zu, wie sie unermüdlich in jedem Fenstereck an ihren komplizierten Netzen werkeln. Lauern sie aber auf Beute, verharren sie starr im entlegenen Winkel. Etwas schadenfroh bemerke ich, wie sich eine der lästigen Fliegen im raffinierten Gefädele verheddert und abrackert. Um letztlich doch von der Netzbetreiberin erhascht und in die Freßecke gezerzt zu werden.

Von dieser Art also sind meine Erlebnisse im Buchenhain. Getier jeglicher Bauart spielt allemal eine bedeutsame Rolle. Die stattlicheren Forstinsassen allerdings erscheinen gewöhnlich erst in der Stunde vor Einbruch der Nacht. Dann lauere ich bereits wachsam auf der Außenbank unter dem Hüttenvordach.

Genieße zunächst den Auftritt der Abenddünste. Im Dämmerlicht wabern sie geheimnistreich zwischen den wichtigen Stämmen heran. Nun dauert es meistens nicht mehr lang und Hase, Fuchs oder Reh pirschen geräuschlos am Lattenzaun entlang zu ihren Futterplätzen.

Gerührt beobachte ich die Bemühungen der Waldgeschöpfe um ein Überleben. Ich fühle mich ihnen eng verbunden. Die Wildtiere und die Großpflanzen betrachte ich als meine eigentlichen Gefährten. Wer sie zum Freund hat, will ich glauben, ist auf menschliche Genossenschaft nicht mehr angewiesen.

Denn immer noch ist mir das Alleinsein unter dem Kronendach der Altbäume ein wahrer Genuß. Eine geregelte Tagesordnung sorgt dafür, daß keine Langeweile aufkommen kann. Das übliche Schwächegefühl am Nachmittag bekämpfe ich mit erprobten Gegenmaßnahmen. Als ein wirkungsvolles Mittel hat sich das Schlürfen von Kräutertees erwiesen.

Den Sud reichere ich mit einem tüchtigen Schuß Jamaikarum an. Ist das dritte Großglas dann geleert, schaue ich

mein Einsiedlerleben aus veränderten Augen an. Es erscheint mir zunächst als ein rätselhafter Flickenteppich. Blicke ich jedoch lange genug hin, huscht ein tiefgründiges Verstehen durchs Seelenrevier. Gelassen sehe ich allem Kommenden entgegen.

Ich wäre gewiß nicht einmal erstaunt, wenn mir mit einer frischen Brise die eigenwillige Landschaft des schweizerischen Jura ins Hirnreich geweht würde. Und schon Sekunden später könnte mein verträumtes Binnenauge auch die beiden aus den meierschen Romanen hinlänglich bekannten Spaziergänger erkennen.

Als ein verzückter Zuschauer darf ich sodann erleben, wie der geduldige Lauscher Bindschädler an der Seite des redseligen Baur dahinschlendert. Bei einer günstigen Windrichtung müßte man sehr wohl einige Gesprächsfetzen aufschnappen können.

Die Worte müssen einem zugeflogen kommen, Bindschädler, sonst taugen sie nichts, bilde ich mir ein, den Baur in diesem Augenblick sagen zu hören, während er nachdenklich einem herabtrudelnden Herbstblatt nachschaut. Nur zögerlich lasse ich das Bildnis von den beiden dahinwandeln. Gerhard-Meier-Helden hinter der Stirnwand verlöschen. Wer weiß, wann eine nächste anrührende Gestalt an der Bewußtseinsleinwand aufblühen wird.

Zuletzt sind es vorwiegend die Antlitze der Verstorbenen, die mich als Hirngespinnste regelmäßig heimsuchen. Vor allem erscheint mir im nächtlichen Alb die Leichenmaske von Ole. Sie starrt mich vorwurfsvoll aus den Rinden der Buchenstämme an. Der einzige Sohn starb einsam um Mitternacht in einem tristen Krankenhausbett.

Zu Lebzeiten habe ich Ole wie meinen Augapfel behütet. Es ist meine untilgbare Schuld, seinen frühen Tod nicht verhindert zu haben. Hatte ich ihm doch geschworen, unter allen Umständen für seine Errettung zu sorgen. An seinem Grabhügel stehend, spürte ich, wie auch meine Seele zu Asche zerfiel.

Allein das sture Herstellen von schlichten Sätzen hat mich vor dem gänzlichen Absterben bewahrt. Ohne die Niederschrift der mühselig zusammengestoppelten Sprachstückchen wäre ich wohl nicht mehr bei den Lebenden anzutreffen.

Im glücklichsten Fall genügten zwei, drei gnädig gespendete Wörter, um aus ihnen einen der schmucklosen Trauersätze drechseln zu können. Nach jedem gesetzten Punkt schwappte eine halbwegs frohgestimmte Woge durch den Oberkopf. Auf ihrem höchsten Kamm schwebte das sichere Gefühl, die zugeteilte Erdenzeit nicht nutzlos verbracht zu haben.

Ich wünsche mir zu guter Letzt, daß mein Totenkleid aus den von mir beschriebenen Blättern zusammengeflickt wird. Sind doch sie das Einzige, das mein Leben neben der Sorge um Oles Wohlergehen immerzu hauteng begleitet hat. Auf allen meinen Pfaden habe ich die karierten Blätter und den Schreibstift mit mir herumgeschleppt. Nur wenn ich sie im Seitentäschchen wußte, konnte ich wohlgemut durch die Gehölze wandern.

Auf verschwommenen Tierpfaden schlendere ich zwischen hochragenden Baumgestalten und wucherndem Gesträuch dahin. Kameradschaftliches Empfinden füllt den Brustraum aus. Ergriffen flüstere ich meine Liebeserklärungen zu den erhabenen Wipfeln hinauf.

Manchmal bedanken sie sich mit einem sachten Schwanken der Zweigspitzen. Dann fühle ich mich mit den Altbuchen geschwisterlich verbunden. Unter ihrem schützenden Schirm kann ich vielleicht noch das eine und andere Jahr hier im Revier überleben.

Das fortwährende Betrachten und Belauschen der mich umgebenden Buschwelt ist mir zu einer selbstverständlichen Gewohnheit geraten. Auge und Ohr befinden sich pausenlos in achtsamer Bereitschaft. Schon das Knacken eines trockenen Ästleins auf dem Jägersteig löst eine

Alarmstimmung bei mir aus. Denn das zarte Geräusch könnte durchaus von der Stiefelsohle eines unbekanntem Eindringlings erzeugt worden sein. Darum ist es wichtig, noch bevor man einer sich nähernden Person ansichtig wird, durch verdächtige Laute vorgewarnt zu sein. Es muß jedenfalls noch genügend Zeit bleiben, um notfalls zu einem der zahlreichen Verstecke fliehen zu können.

Dort wartet man mit verhaltenem Atem ab, ob sich möglicherweise ein feindseliges Geschöpf in den Hüttenbereich eingeschlichen hat oder ob man einem Fehlalarm aufgefressen ist. Niemals möchte ich erleben müssen, daß plötzlich eine fremde Männer- oder Frauengestalt vor mir auftaucht. Das heftige Erschrecken könnte mich auf der Stelle erledigen. Deswegen darf mein angestregtes Lauern niemals erlahmen. Es ist eine wichtige Bedingung für ein unversehrtes Restleben in meinem Waldeshort.

In öden Abendstunden ist das Herannahen letzter Tage zu wittern. Ich fühle mich aufgefordert, die trübseligen Anwandlungen mit Gebeten und Litaneien zu begleiten. Meine Andachten eröffne ich gewohnheitsmäßig mit einem geflüsterten Deinwillegescheheoherr.

Kaum sind alle Silben herausgewispert, dehnen sich die Zellen von Leib und Seele bis zu ihren Rändern aus. Ich hoffe, daß im Verlauf der Anbetung genügend brauchbare Füllstoffe in die erwartungsvollen Leeren einsickern werden.

Ich will mich ja mit geringsten Materialien zufrieden geben. Folgsam würden sich die Geistesärmchen selbst nach den schwächlichsten Funken ausstrecken. Würden versuchen, sie zu einem heftigen Erglühen anzuspornen. Bei einem glücklichen Gelingen der Aktion könnte ich vielleicht mal wieder blitzartig in die Kindheit zurückkatapultiert werden. Dürfte mit dem inneren Auge zuschauen, wie ich als ein schwächtiger Knabe an der Seite der Mutter dahintripple. Fest ruht mein Händchen in der harten Mutterhand. In

regelmäßigen Abständen schaue ich zum vertrauten Antlitz hinauf. Und so manches Mal blickt auch das wachsame Auge der Mutter zum braven Söhnchen hinab. Dann konnte es geschehen, daß sich unsere Blicke auf halber Strecke begegneten. In dieser Sekunde, ich erinnere mich genau, glitt ein seliges Erschauern an meinem mageren Rücken entlang. So ein rührendes Ereignis vergißt ein Muttersöhnchen auch im Greisenalter nicht.

Sobald ein Graukopf zu spüren bekommt, daß ihn vernichtende Schwächen übermannen wollen, ruft er die restlichen Wehrkräfte zur Kampfbereitschaft auf. Außerdem werden die bewährten Schutzformeln gemurmelt. Da hast Du mich, spreche ich untertänig himmelwärts und lege mein weiteres Schicksal in die gnädige Hand des Allmächtigen.

Weichmütig überlasse ich mich den Daseinströmen. Ich will fest daran glauben, daß sie mich ins Heilbringende tragen werden. Und während ich sorglos dahintreibe, wachsen rund um Leib und Seele robuste Schuppen wie Panzerplatten heran. Daran werden auch die ärgsten Feindseligkeiten abprallen müssen.

Naturgemäß richtet man sich als ein Abschiednehmender in der Bescheidenheit ein. Da ist kein Platz mehr für ein Erwarten glutheißer Fontänen im Hirngefild. Es müssen die mühselig flackernden Lichtlein genügen. Dankbar strecken sich die bibbernden Geistesfinger nach den spärlichen Gaben aus. Sie versuchen, durch eifriges Polieren ein wenig Glanz an der tristen Oberfläche zu erzeugen. Als einig Poliermittel stehen lediglich die Sprachvermögen bereit. Wieder einmal sollen es die ausgebeuteten Wörter richten. Müssen sich notgedrungen zusammenschließen zu gemütranührenden Sätzen.

In meiner uferlosen Phantasie neigt sich das dunkelumflorte Haupt einer wunderschönen Leserin über meine kurzatmigen Berichte. Nach bangen Minuten hebt sich das

Frauenantlitz an. Schaut auf vom beschriebenen Blatt Papier. Und wunderbarerweise huscht ein ergriffenes Lächeln über das kühngeschwungene Lippenpaar. Das wäre viel mehr als unsereiner an einem froststarrten Wintertag wie heut erwarten darf.

Ich sollte also nicht länger zögern und frohgemut hinaustreten in den entblätterten Buchenhain. Auf dem Waldpfad richte ich den Blick zur hartgefrorenen Erde hinab. Die Schritte lenke ich achtungsvoll um den von der Kälte halbgelähmten Käfer. Immerhin könnte der schwarze Winzling zu jener Meute gehören, die sich demnächst in einer Grabstatt um die allmähliche Auflösung meines Leichnams zu kümmern hat.

Ich möchte, daß er mit meinen Überresten so rücksichtsvoll umgeht, wie ich mit ihm auf dem Holzweg. Berühren darf er mich schon. Auch ein wenig anknabbern. Aber es sollte auch noch genügend Fleisch zum gemächlichen Verrotten übrigbleiben.

Ich wünsche mir, daß es vieleviele Jahre dauern möge, bis sich die blankgenagten Knochen ins Lehmbedt schmiegen. In der Luftleere soll mein Skelett Jahrhunderte überdauern können, erträume ich mir an diesem aschgrauen Novembertag.

Schon am nächsten Tag kann alle Todesdüsternis verfliegen sein. Gleich nach dem Erwachen wäre dieser lebhafteste Schwung in Kopf und Lenden zu spüren. Es gilt, die nächsten Stunden mit reichlich Handlung auszustatten. Beginnen könnte ich mit dem Formen beider Handflächen zu einem Schalltrichter. Ich führe ihn dicht ans Mundloch heran. Nun muß sich nur noch der jubelnde Schrei aus dem Kehlschlund befreien, und es könnte ein kraftvolles Signal meines Wohlbefindens ins Buschwerk hineinhalten. Dann würden alle mit mir befreundeten Großpflanzen wissen, wie gutgelaunt es beim Hubertus in diesem Augenblick zugeht.

Alle Grübeleien übers Baldsterbenmüssen sind in weite Fernen gerückt. Im Bewußtseinsvordergrund wuseln Zuversicht und Vertrauensseligkeit. Zaghafte will sich gar der Glaube einnisten, daß heuer der ein Leserinnenherz betörende Satz gelingen mag. Warten wir es also gelassen ab.

Inzwischen darf sich einer wie ich nach wie vor als ein Weiterundweiterlebender, genießerisch auf dem bequemen Stuhl im Fenstereck hockend, sehen. Da draußen jenseits der angestaubten Fensterscheibe führt die Blaumeisenschar ein Spektakel auf. Die Vögelchen besetzen das sperrige Geäst des Holunderbaums und wippen munter mit den Schwänzen. Ihre unmißverständliche Botschaft an mich lautet jedoch: Bald wird auch dich die Eiskälte im Buchenhain erreichen.

Umgehend fallen die bekannten Vorwinterängste über mich her. Reicht der Brennholzvorrat für die Monate Oktober bis Ende April. Wohin habe ich im Frühjahr die Daunenjacke verstaut. Ein halbes Dutzend ähnlicher Besorgnisse bläht sich im Hirngewimmel auf. Aber ich bin ja nicht unerfahren im Niederringen von Bänglichkeiten.

Immer noch bist du letztlich unversehrt durch die grimme Winterzeit gekommen, rede ich mir im überzeugenden Brustton ein. Wenn die zarte Meise einen Januar und Februar überleben kann, werde ich es dank der gütigen Hilfsbereitschaft meines Schöpfers wohl auch schaffen können.

Spätestens im Mai werden meine Schritte hoffentlich wieder forsch auf dem schneefreien Pfad vorangleiten dürfen. Ich werde bereit sein, alle spendierten Lebensminuten inbrünstig auszulutschen. Nicht eine einzige davon soll vergehen, ohne ihren vollen Gehalt ausgekostet zu haben. Auch die geringste Kleinigkeit soll bedächtig aufgeschlürft werden.

Im gegenwärtigen Augenblick wird mir nahegelegt, endlich die Erfolglosigkeit aller meiner Bemühungen um den herzbekörenden Satz einzugestehen. Dann könnte vielleicht endlich die ersehnte Ruh ins Seelengefühl einziehen. Nur das neugierige Schauen soll wachsam bleiben. Unverwandt sind die Pupillen aufs Waldweben im Hüttenrevier gerichtet. Sie erkennen verzückt das wirre Astwerk im handnahen Gesträuch.

Gleichzeitig darf das Belauschen der Hirngespinnste nicht ermatten. So könnte ich tatsächlich noch vor dem Erreichen des Teestündchens die nächste Zuwendung erfahren. Sie mag in Gestalt einer glutheißen Aufforderung stattfinden. Falls ich sie richtig gedeutet habe, soll ich wohl umgehend damit beginnen, meine Bewußtseinsräume aufzuweiten. Eine vollkommene Leere soll hergestellt werden, da oben unterm Schädeldach. Ich darf also gespannt sein, welches Gedankengut demnächst in den Kavernen des Bregens aufleuchten werden.

Wie von hilfreichen Geistern herbeigelockt, werde ich blitzartig daran erinnert, daß die Stunde fürs Pillenschlucken naht. Die Einnahme von fast einem Dutzend unterschiedlich beschaffener Kapseln in rascher Folge will gelernt sein.

Nach einigem Ausprobieren, habe ich inzwischen die günstigste Methode herausgefunden. Ich fange also mit der kleinsten Pille an. Lege sie behutsam auf der Zungenspitze ab. Dann aber muß der Kopf ruckartig nach hinten geschwungen werden, während sich der Rachen gleichzeitig weit öffnet. Mit derselben Prozedur verleibe ich mir die restlichen Pillen ein.

Sie sind unterschiedlich eingefärbt. Die grünliche Tablette soll der verbesserten Hirndurchblutung dienen. Die graublau hilft angeblich, die Gemütsstimmung aufzuheben. Danach schlucke ich die fahlgelbe und die braune Pille. Die restlichen, meist weißen Pillen sollen die Immunkräfte stärken und damit Infektionen aller Art verhindern.

Habe ich sämtliche Pillen heruntergeschlungen, fühle ich mich gegen hinterhältige Angriffe auf Körper, Seele und Geist gewappnet. So kann ich mich wieder zuversichtlich meinen Alltagsgeschäften zuwenden. Gestehen muß ich jedoch meine Verwunderung über den von mir betriebenen Pillenaufwand, der doch eigentlich nicht zu einem Ehzugrundegehenden passen will.

Aber zu einem Morgenspaziergang durch den Hain reicht es noch allemal. Beim Dahinschlendern verliere ich mich an die seltsamsten Gedanken. Heute morgen überfiel mich im Wegeknicke oberhalb der Fuchsburg die Idee von einer weiteren Möglichkeit des überraschenden Hinscheidens. Ich könnte in der Nacht tiefschlafend an einem feisten Schleimklumpen ersticken. Hinterhältig blubbernd ist das klebrige Zeug aus der Brusthöhle aufgestiegen. Im Schlummer kann sich der Rachen nicht wehren. Die zusammengepreßten Lippen weigern sich, den Rotz auszuspeien. Irgendwann stellt die Lunge resigniert das Atmen ein, und es ist aus mit mir.

Dazu wäre grundsätzlich anzumerken, daß ein Greis beim Warten auf sein Verenden unter Umständen reichlich Geduld aufbringen muß. Die Ankunft des Abräumers kann sich hinziehen. Manchmal können noch Jahre vergehen, ehe Gevatter Tod etwas verschämt grinsend im Türrahmen erscheint.

Mit brüderlicher Geste streckt er die knöchernerne Hand aus. Ich müßte jetzt nur noch beherzt zupacken. Aber so wie ich mich kenne, ist es nicht auszuschließen, daß ich um einen geringfügigen Aufschub bettele. Denn möglicherweise ist mir in diesem letzten Lebensaugenblick der jahrzehntelang herbeigesehnte, das Herz der wunderschönen Leserin anrührende Satz eingefallen. Und den möchte ich unbedingt noch ins blaue Sudelheft schreiben, ehe ich mich willfährig ins Aderland entführen lasse.

Solange sich aber noch ein Stückchen Leben an mich klammert, komme ich nicht umhin, es mit allerlei Geschäftigkeiten auszufüllen. Heuer drängte sich der Einfall auf, zur Lichtung zu wandern, um dort bunte Wimpel zwischen die Gräser und Farne zu stecken. Sachte im Windhauch schwankend, sollen sie Frohgemutes herbeilocken. Das rosarote Fähnchen könnte möglicherweise Erinnerungen an Liebeleien aus längstvergangenen Tagen aufwecken. An ein Schmatzen und Wispern in der entlegenen Wiesenmulde am Fluß. Im Geist ist meine Hand zu erblicken, wie sie am fiebernden Mädchenschenkel entlangleitet. Noch scheut sie davor zurück, den eingeschlagenen Weg zuendenzugehen. Dennoch füllen bereits Seufzer das Muldenversteck aus. So darf ich günstigenfalls noch viele Minuten lang von der prickelnden Jugendliebe zehren. Damit wäre das Einstecken der Wimpel doch reichlich belohnt worden.

Diese offensichtlichen Aufheiterungen im Gemütsteich sollte ich nutzen, um noch von weiteren Erfreulichkeiten im Wäldlerdasein zu berichten. Unbedingt erwähnenswert ist der regelmäßige Besuch des Hornissenpaars. Im Juni, spätestens im Juli führt es zu meiner Begrüßung ein elegantes Schaukeltänzchen vor dem Südfenster auf. Wenn der Tanz beendet ist, entschwindet das Paar in seine geheime Unterkunft. Spielt sich da draußen jenseits der Fensterscheibe nichts Aufregendes mehr ab, wendet sich meine Aufmerksamkeit wieder den Geschehnissen in meiner Kopfhöhle zu. Augenblicklich stoße ich dort wieder einmal auf einen verirrtten Gedanken an den hochwürdigen Dichter Gerhard Meier. Das Binnenauge sieht seine hagere Gestalt auf dem Trampelpfad am Fließchen entlang wandeln. Meier hält kurz an, um sich an den schnatternden Enten in Ufernähe zu erfreuen.

Sobald das idyllische Bild verblaßt ist, ziehe ich den Band mit der Ballade vom Schneien aus dem Regal. Schlage ihn an beliebiger Stelle auf. Lese die zwei, drei Sätze, die mir genügen, um eine Welle der Begeisterung über mich hinwegschwappen zu spüren. Mit zitternder Hand stelle ich das Buch an seinen Platz zurück. Was bleibt, ist das heftige Verlangen, zu Lebzeiten wenigstens einen einzigen Satz von meierscher Qualität erzeugen zu dürfen.

Würde sich ein solcher Glücksfall ereignen, könnte er meine Auferstehung von den Totgeschwiegenen bedeuten. Mit erhobenen Siegerarmen würde ich aus der Wald-düsternis hervortreten. Vorn auf einer Rampe stehend, würde ich mit gespielter Gelassenheit den Beifall über meinen außerordentlich wohltemperierten Satz in Empfang nehmen. So hätte der Lohn für eine jahrzehntelange Plackerei mich doch noch als einen Lebenden erreicht. Mit derartigen Träumereien versucht man sich als Greis über das gescheiterte Dasein hinwegzutäuschen. Wunderbarerweise gelingt das auch an den meisten Tagen. Zum Dank dafür sinke ich oft genug ergriffen in die Knie, um meinem Schöpfer für die erwiesenen Wohltaten zu danken.

Dennoch ist es wichtig zu beachten, daß bei allen gestifteten Annehmlichkeiten nicht sämtliche Stachel aus dem Seelenfleisch entfernt werden. Weil in der völligen Schmerzlosigkeit kein achtbares Werk gelingen kann. Selbst das geringfügigste Klageliedchen würde sich nicht erschaffen lassen. Und frohe Botschaften mag ich nicht verkünden. Sie würden eh noch schwieriger zu bewerkstelligen sein als meine Lamenti.

Immer noch begreife ich es als meine eigentliche Aufgabe, vom elenden Verrecken zu erzählen. Beispielsweise könnte ich mein gestriges Aufstöbern des vom Fuchs zerbissenen Junghasen im Brombeergebüsch schildern. Anlässlich der-

artig trauriger Begebenheiten erklingt drohend die Ahnung vom Nahen des eigenen Kriechens. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mein Dasein im Matsch eines abgelegenen Waldpfads endet. Jedenfalls wäre das auch einer der passenden Orte für einen mir gemäßen Abgang.

Während ich mich auf die Ankunft des letzten Stündleins vorbereite, vertraue ich mich der riesigen Faust des Allerhöchsten an. Sie wird mich noch für eine gewisse Zeit durchs restliche Leben steuern. Du führst Deinen Knecht auf gangbaren Wegen ins ewige Licht, flüstere ich zum feinhörigen Ohr des Gebieters empor.

Er verkündet seine richtungweisenden Anordnungen im labyrinthischen Schädelgehäus. Meine einzige Pflicht besteht im fortwährenden angespannten Lauschen. Auf diese Art bestreite ich seit vielen Jahren in der Waldschlucht die Geschäfte eines zuverlässigen Dieners.

So habe ich mich tagtäglich um eine pausenlose Einsatzbereitschaft zu kümmern. Vor allem sind es die Nervenstränge, die eine ständige Umsorgung erfordern. Alldieweil sie sonst zu einem überraschenden Zusammenbruch neigen. Ich versuche, ihn durch einen ständigen Zuspruch abzuwenden. Gleichzeitig stelle ich mir vor, wie geschickte Hände an den zimperlichen Fädchen besänftigend entlangstreicheln.

Meine Bemühungen lassen erst nach, wenn ich merke, daß sich das Fasergewimmel unter dem Schädeldach entspannt. Dann nehme ich an, daß nun die Leitungen wieder imstande sind, die Götterbotschaften empfangen zu können. Sobald die eindeutigen Signale in der Bewußtseinshöhle aufblitzen, können geeignete Tatwerkzeuge die erforderlichen Handlungen ausführen.

Insgeheim wünsche ich mir natürlich, daß es den drei Fingern der Schreibhand gelingt, den bereitliegenden Stift zu umklammern und eine weitere Zeile dem fortlaufenden Text in der blauen Kladde hinzuzufügen.

In einem spärlichen Wortlaut mag lediglich mitgeteilt werden, daß ich mich soeben von der Eckbank erhoben habe. Verrückterweise keimt immer noch die Hoffnung in mir, daß sich irgendeiner jenseits der Waldgrenze für derartige Nebensächlichkeiten interessieren könnte. Also erweitere ich keck meine Information um den Hinweis, daß ich in diesem Augenblick aufrecht stehe, nur mit einer Hand an der Tischkante abgestützt.

Die Schultern drücke ich sanft nach hinten. Der Beckenboden ist tiefentspannt. Meine Aufmerksamkeit richte ich strahlenförmig auf den entfesselten Fluß der Gedanken. Wichtiges würde mir da oben nicht entgehen.

Denn es macht mit einem grellen Lichtschein auf sich aufmerksam. Achtung, rufe ich mir zu, gleich wirst du gewiß zu einer Tätlichkeit aufgefordert werden. Schon ist eine zarte Vorfreude zu spüren.

Wünschenswert wäre die unmißverständliche Anordnung, endlich auf eine lebenswürdige Nachricht von einer gewissen Marianka zu antworten. Der Briefbogen liegt schon seit Wochen in Griffnähe bereit. Auch die Einleitung ist bereits im Kopf vorbereitet. Meine über allesgeliebte Marianka, soll in der ersten Zeile zu lesen sein. Dann muß man schauen, wie es weitergehen könnte in einem Liebesbrief an die auserwählte Herzensdame.

Es können mehrere Stunden oder gar Tage vergehen, ehe die nächste Weisung im Oberkopf aufleuchtet. Die Überbrückungszeit werde ich wie gewohnt mit Gedankenspielerien ausfüllen. Ein erstrangiges Thema ist nach wie vor die Art, wie und wo ich am liebsten mein Dasein beendet sehen möchte.

Neben dem Wurzelgeflecht der Altbuche und dem Morast eines abgeschiedenen Waldpfads als Endlager, wäre ein wünschenswerter Ort zur Aufnahme des Leichnams die entlegene Mulde in der scharfen Südkurve des Hardebachs. Ehe man dort von Waldarbeitern entdeckt wird, haben

Fuchs und Wildsau beinahe alles Fleisch von den Knochen genagt. Und weil selbstverständlich keine Vermisstenmeldung vorliegt, dürfte die Identifizierung meiner Gebeine auszuschließen sein.

Für zwei, drei Wochen mag das aufgefundene Skelett noch als Gegenstand eines Tuschelns unter den Forstleuten taugen. Dann aber wird endgültig das völlige Stillschweigen herrschen. Das würde hundertprozentig zur Nichtbeachtung meiner Person und ihres Werkelns zu Lebzeiten passen.

Zu den sich mehr und mehr aufdrängenden Signalen des nahenden Zerfalls, ist das ständige Gesabber zu rechnen. Fortwährend sickert mir Speichel aus dem linken Mundwinkel, niemals aus dem rechten. Alle Versuche, den Durchlass zu verstopfen, sind bisher gescheitert. Deswegen trage ich stets ein Tüchlein mit mir herum, damit ich den Sabber in regelmäßigen Abständen fortwischen kann.

Vermutlich werden sich demnächst weitere Undichtigkeiten ergeben. Bei sämtlichen Verschlüssen wird die Wirksamkeit nachlassen. Ich muß damit rechnen, daß in absehbarer Zeit ekelhafte Flüssigkeiten aus meinem Körperinneren hervorrinnen werden. Glücklicherweise werde ich keine anderen Personen mit den unangenehmen Gerüchen belästigen, weil sich ja niemand in meiner Nähe aufhält. Kamerad Buche wird die stinkenden Ausflüsse mit der gewohnten Gelassenheit uralter Bäume ertragen. Ich selbst werde das Schnuppern inzwischen eingestellt haben. So läßt es sich mit einer tüchtigen Portion Wurstigkeit wohl einigermaßen unverzagt dem Finale entgegenleben.

Vielleicht wäre es ratsam, die mir verbleibenden Tage als eine Art Kasperletheater auszugestalten. Um die Todesfurcht zu mildern, sollte ich mich immerzu bemühen, ein paar fidele Mätzchen unter den herabblickenden Buchenwipfeln aufzuführen. Ich könnte zum Beispiel beide Hände

vor den Lippen zu einem Sprachrohr krümmen. Mit meiner lautesten Stimme brülle ich alsdann ein Istdajemand in den gleichmütigen Forst hinein.

Ich erwarte nicht wirklich eine Antwort. Dennoch Sorge ich dafür, daß sich anlässlich der völligen Stille mein Antlitz nach alter Clownssitte mit einem Flor aus Enttäuschung und Traurigkeit überzieht. Mit hängenden Schultern schlurfe ich zum wettergegerbten Hüttchen zurück.

Um mir wieder ein behagliches Lächeln ins Gesicht zu zaubern, ziehe ich den leichtzerfledderten Band mit den graziös tänzelnden Geschichtlein von Robert Walser aus dem Regal. Schon beim Lesen des ersten Satzes zieht ein genüßliches Grinsen die Mundwinkel breit. Und bereits nach dem Einsaugen des dritten Satzes schließe ich wieder das Buch, stelle es an seinen Platz zwischen Becketts Malone stirbt und Kafkas Briefen an Milena zurück. Mehr Walserprosa habe ich für heute nicht nötig.

Bevor ich mich auf den großen Tod einlasse, möchte ich vorab noch einige der kleinen Tode ausprobiert haben. Ich möchte erfahren, wie angenehm es möglicherweise sein kann, sich nicht mehr unter Lebenden aufhalten zu müssen. Sollte ich mich wohlfühlen im herbeiphantasierten Nichtmehrdasein, darf befugterweise über die wohlfeilen Möglichkeiten eines endgültigen Abgangs nachgedacht werden.

Weder Posaunenklänge noch verhaltenes Akkordeonspiel sollen meinen Heimgang begleiten. Es mag für einige Minuten diese atemlose Ruhe herrschen, wie sie bei Sonnenfinsternissen zu erfahren ist. Erst wenn ich bereits vom dunkelen Land aufgenommen worden bin, sollte ein wehmütiger Gesang einsetzen.

Der könnte an die erschütternden Melodien aus Schuberts Winterreise erinnern. Leise, ganz leise wehen die herzanrührenden Klänge über die bewaldeten Hügel. Nach deren

Verstummen mag wieder allenthalben diese Lautlosigkeit walten, die mein gesamtes Dasein im Busch begleitet hat.

Zweiter Gesang Der Tod und das Männchen

Es war einmal ein Männchen. Das hauste tief im schützenden Wald. Tagsüber hockte es vor der winzigen Hütte und sah aus vergrößerten Pupillen seinem Untergang entgegen. So etwa könnte mein Lebensmärchen beginnen, wenn es denn irgendwann erzählt werden sollte.

Tatsächlich ist mir mein Dasein inzwischen zur einfachsten Sache geraten. Ich will nichts mehr von ihm. Längst habe ich mich ins Totgehen verliebt. Sitze meistens nur noch starr und fast stumm im Hüttenreich herum.

Das lauthalsige Sprechen hat sich schon vor Jahren verabschiedet. Ein zartes Flüstern, ja, das geht noch. Das könnte wohl demnächst wieder einmal zu vernehmen sein. Schon brodeln der angestaute Wörterbrei am Rachengrund. Bald wird er hochsteigen müssen im aufgeblähten Schlund. Wird das Mundloch von innen her aufbrechen. Und dann wird das Mäulchen plappern und plappern wollen.

Man darf gespannt darauf sein, was es wohl ausplaudern will. Wahrscheinlich wird es von meinen Träumereien berichten. Denn nur in den Träumen gelingt es mir, mich von den Fesseln der Waldeinöde zu befreien. Dann darf ich zuweilen forsch aus dem Dickicht hervortreten. Marschiere stracks zum nächstgelegenen Dorf. Begrüße artig die entgegenkommenden Bauersfrauen. Wunderbarerweise lächeln sie herzlich zurück. Und ich frage mich im Traum, warum ich es nicht eher gewagt habe, aus der Waldschlucht aufzutauchen.

Wenn ich dann jedoch erwache, bin ich froh, wiederum ins wirre Geäst der Buchenwipfel schauen zu dürfen. Immer noch sind es meine wahren Vertrauten. Im entfernten

Seelenuntergrund allerdings meine ich, ein ungestilltes Verlangen nach dem Anblick der geträumten Bäuerinnen spüren zu können.

Die Phantastereien von gestern gelten heute nicht mehr. Das betrifft ebenso die gestern aufgezeichneten Wörter. Auch die öden mich heute eher an. Sie haben sich über Nacht in Leichname verwandelt, die nur noch zu Grabe getragen werden wollen. Vielmehr richtet sich meine Achtsamkeit nun auf das frische Wortgetümmel im Seelenkrater. Von dort steigen jetzt die göltigen Satzteile wie glühendheißes Magma zur Bewußtseinshalle auf und fordern die sofortige Niederschrift.

Sobald ein kariertes Blatt vollgekrakelt ist, übergebe ich es als Flaschenpost der Laune geheimnisvoller Meeresströmungen. Es soll mich nicht mehr interessieren, ob und wo meine Botschaften an Land gespült werden. Sie gehören nicht mehr zu mir. Sie gehören jetzt einem unergründlichen Ozean.

Ich bin entschlossen, auch weiterhin brav meine Arbeit zu tun. Mit gewohntem Eifer möchte ich mich darum kümmern, die verbleibende Lebenszeit mit allerlei sinnvollen Tätigkeiten auszufüllen. Die Hände sind bereit, auch den geringfügigsten Anstößen zu dienen. Einsatzwillig lauern sie auf eindeutige Hinweise aus dem Hirngekrös.

Es gilt, den unscheinbarsten Funken aufzufangen und ihn nach seinem Begehren auszufragen. Vor einigen Minuten etwa glimmte das hagere Antlitz von Samuel Beckett am Geisteshorizont auf. Nahezu gleichzeitig mußte ich an den Beginn seines Romans Malone stirbt denken.

Wie von einer magischen Klaue geführt, erhob ich mich und zog das schmale Taschenbuch aus dem Regal. Schlug den Band wahllos auf den Mittelseiten auf und durfte diesen Satz lesen: Welch ein Unglück, der Bleistift muß mir aus der Hand gefallen sein, denn ich habe ihn gerade erst

nach achtundvierzigstündigen (siehe irgendwo oben) mehrmals unterbrochenen Bemühungen wieder erwischt. Das genügte mir. Mehr Beckettprosa hatte ich im Augenblick nicht nötig. Gutgelaunt klappte ich das Büchlein zu und schob es an seinen Platz zurück. Ich hockte mich wieder an den Tisch und harpte neuen Anweisungen entgegen.

So gebe ich unverzüglich einem Drängen nach, das mich auffordert, das Schmarotzertum ins Gespräch zu bringen. Diese klugen Winzlinge haben längst meine Altersschwäche erkannt. Ihre Besiedelungswut ist ins Grenzenlose gewachsen. Schon haben sie große Gebiete der Armhaut erobert. Auch im Dickdarm scheinen sie die Herrschaft übernommen zu haben. Vermutlich ist es ihnen auch schon gelungen, eine Kolonie im Hirnareal zu errichten. Irgendwann demnächst werden listige Pilz- und Bakterienarten die völlige Kontrolle über meinen Körper erzwingen. In ihren geheimen Verstecken bereiten sie sich auf meine totale Kapitulation vor. Sie werden Feste feiern in und auf meinem wehrlosen Leichnam. Von Anfang an haben sie die Flagge des Siegers stolzschwenkend vor sich her getragen.

Ich bin entschlossen, meine Endzeit auf die gewohnte Weise zu verbringen. Ich werde ungerührt fortfahren, Seite um Seite in den Notizbüchern zu füllen. Wie gern würde ich von prallem Leben strotzende Geschichtchen anbieten. Ohne Scham die vertraulichsten Einzelheiten aus einem Wäldlerdasein offenbaren.

So hat er also gelebt, der Hubertus, soll man tuscheln dürfen, nachdem ich zweifelsohne als Abgeschiedener zu gelten habe. Mit den Bäumen hat er also gesprochen, so so. Angeblich hat er in den vergangenen Jahrzehnten mehrere hundert Kladden gefüllt, so so. Vielleicht wäre es nicht

uninteressant, sich mal das Geschreibsel anzusehen, sagt der Gymnasiallehrer zum Lektor der Schulzeitschrift. Auf diese Weise könnte sich mein Nachleben erfolgreicher gestalten als das zur Zeit stattfindende.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß mir auch in diesen Tagen Gutartiges widerfährt. Ich darf mich nämlich von allen Pflichten befreit fühlen. Ich bediene nur noch die hochschäumenden Wellen der Lust. Als ein unwiderstehliches Gelüst hat sich der Wunsch nach einem Hineinschlüpfen in fremde Häute eingenistet. Ich nenne mich dann Hugo Walsa oder auch Kristofer Mancha.

Als ein Herr Walsa beispielsweise schreite ich rüstigen Schritts durch liebliche Täler und über bewaldete Höhen. Bei der prächtigen, vielhundertjährigen Eiche hält Walsa ergriffen an, flüstert bewundernde Worte zum Gipfelgeäst hinauf. Demütig bittet er die ehrwürdige Baumgestalt um ihren Segen für seinen weiteren Weg.

Nur zögerlich verabschiedet Hugo Walsa sich vom Eichenbaum. Er spürt, wie jeder Schritt ihm leichter und leichter fällt. Kurz vor der Rückkehr ins Hüttenland verwandelt er sich wieder in den Hubertus Malessa. Als ein solcher fühle ich mich aufgefordert, möglichst bald wieder meinen angestammten Platz am Schreibtisch einzunehmen, um die Suche nach wohlklingenden Sätzen fortzuführen.

Sie sollten sich fraglos wieder mit dem Heimgang befassen. Es könnte beispielsweise darauf hingewiesen werden, daß Sterbensängste allein vom Sterbenden zu ertragen sind. Mitmenschen sollten inzwischen die Umgebung des Hinscheidenden verlassen haben. Ich möchte nicht, daß auch nur ein Einziger meine Totenmaske anstarren darf. Durch weitaufgerissene Pupillen kann meine Seele ungestört entweichen. Befreit von der Last aller trübseligen Wörter, kann sie sich leichthin auf die endlose Irrfahrt durchs Weltall begeben.

Solange ich mich aber noch an einem Lebendigsein zu beteiligen habe, werde ich brav die wichtigsten Pflichten erfüllen. Allmorgentlich hat zuvörderst die Übergabe an den göttlichen Machthaber zu erfolgen. Dienstbereit nehme ich den angewiesenen Platz in der riesigen Gotteshand ein. Sie wird mich zuverlässig durch den Tag tragen. Ungestört können meine Blicke über die hüttennahen Baum- und Strauchgestalten schweifen.

So ist es also doch noch gelungen, die letzten Tage als glückhafte Tage zu erleben. Ich habe lernen dürfen, mich am Schwanken der Buchenzweige zu erfreuen. Ebenfalls darf ich entzückt zuschauen, wie sich die Finger meiner rechten Hand zum Ergreifen des silbrigen Schreibstifts ausstrecken. Alle meine Seligkeiten erwachsen nunmehr aus einem Geringfügigen. Großereignisse habe ich nicht mehr nötig, um zufrieden ins Abendgeschehen hineinschlittern zu können.

Bereits in der letzten Abendstunde freue ich mich auf das Erwachen am nächsten Morgen. Den Tag eröffne ich stets mit dem Herstellen einer vollkommenen Leere. Daraus ergibt sich die Empfangsbereitschaft für Botschaften aus einem Jenseitigen wie von selbst. Ich darf erwarten, daß binnen kurzem ein Funke in der dienstbeflissenen Hirnschale aufflammt.

Besonders freudig hat man jedes Wörtchen zu begrüßen, das hinter der Stirnwand verführerisch lockt und leuchtet. Selbst das geringfügigste Sprachstückchen kann dem Voranschreiten eines Textes nützen. Mit Erschauern gedenkt man der Tage, an denen nicht ein einziges Schriftzeichen das karierte Blatt beleben konnte. Sogleich loderten die gewohnten Befürchtungen um Siechtum und Erlöschen auf. Ohne regelmäßige Satzgeschenke erscheint ein Weiterleben als sinnlos.

Es verbleibt nur noch das reglos sture Hocken auf der Eckbank. Es muß mir genügen, durchs Sprossenfenster ins

Blätter- und Zweiggewirr des Buchenhains zu starren. In einer Phantasie beginnt irgendwann das Blattwerk, sich nach meinem Anblick zu sehnen, und die Zweige durchstoßen die Fensterscheibe, um nachzuschauen, wo der Alte abgeblieben ist. Gerührt streichele ich meinen Besuchern an den glatten Häuten entlang. Wieder einmal wurde mir bewiesen, daß ich mich auf die Treue meiner Forstkameraden verlassen kann.

Wenn ich mich bald von ihnen verabschieden muß, wird gewiß ein schmerzbeladenes Raunen zwischen den mächtigen Stämmen wabern. Ich würde ja gern noch hundert Jahre bei meinen Geliebten ausharren. Aber mein Niedergang ist nicht mehr aufzuhalten. Im übrigen ist fast alles getan und gesagt. Es sind nur noch wenige Sätze verblieben, die aufgeschrieben werden wollen. Ist dann der letzte Punkt gesetzt, welche Tätigkeiten kämen für die unbeschäftigte Schreibhand noch infrage.

Das sorgsame Hineinbugsieren des Holzscheits durch die schmale Ofenklappe in die Brennkammer, fällt mir ein. Aber das ist auch nur in der Heizperiode vonnöten. Für den Sommer müßte man sich andere Aufgaben ausdenken. Falls die Geschicklichkeit noch ausreicht, käme das Auswechseln der geborstenen Dachschildeln infrage. Sollten sich keine weiteren Beschäftigungsmöglichkeiten ergeben, werde ich wie lang gewohnt einfach nur auf der Außenbank hocken und dem üppigen Treiben im Pflanzenreich zuschauen.

Nur der Wind kann meinen Waldfrieden zerstören. Ich hasse jeden stärkeren Hauch, weil er die wohlgestalteten Anordnungen im Geäst des Buchenhains verwüstet. Er zwingt Blätter und Zweige, in wilder Folge ihre Positionen zu wechseln. Darum sei es noch einmal gesagt: Ich verabscheue jede heftige Bewegung. Alle Baum- und Strauchteile sollen still an ihren Plätzen ausharren. Dann kann ich sie mit Wohlgefallen anschauen.

An stürmischen Tagen wenden sich meine Blicke von der Außenwelt ab. Sie richten sich auf das Kopffinnere. Hoffen darauf, wenigstens dort die gewohnten Bilder und Gedanken vorzufinden. Einer der behaglichsten Gedanken will mir vorgaukeln, zur erwählten Schar der Gotteskinder zu gehören.

Die nämlich dürfen sich darauf verlassen, daß sie ohne eigenes Zutun auf dem rechten Pfad entlang geführt werden. Sie spüren eine mächtige Faust zwischen den Schulterblättern, die sie unnachgiebig einem hehren Ziel entgegen drängt.

Am Ende aller Wege jedoch lauert der Tod. Von den erdenklichen Todesarten ist das Erschlagenwerden von einer der riesigen, infolge Sturm und Entwurzelung umstürzenden Buchen immer noch die für mich wünschenswerteste und gleichzeitig angemessenste.

Röchelnd unter dem wuchtigen Stamm liegend, würde ich mich mit letzten Worten bei der Geliebten bedanken für den gnädigen Tod. Eng an die körnige Rinde des Lieblingsbaums geschmiegt, könnten wir beide gleichzeitig dem langwährenden Verrotten entgegenharren.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle nochmals darauf hinzuweisen, daß ich die nahstehenden Buchen und Eichen als meine wahren Geschwister empfinde. Verharre ich also anbetend vor der trockenen Uralteiche, übermannt mich ein Gefühl der Brüderlichkeit. Obwohl die Hochbetagte dem Tode näher ist als dem Leben, klammert sie sich tapfer an die verbliebene Standhaftigkeit.

Sie soll mir als Vorbild dienen. Unverzagt will ich mich an die Lebensreste festkrallen, wie der Schiffbrüchige an die treibende Planke. Sie muß mich noch ein Weilchen über Wasser halten. Erst wenn der Glaube an eine Rettung gänzlich erloschen ist, mag ich samt Planke untergehen. Ein restlicher Stolz sollte mich daran hindern, lauthals um Hilfe zu rufen.

Bevor mein Untergang nicht vollendet ist, darf mir das Hoffen und geduldige Ausharren nicht verloren gehen. Ungewiß bleibt, worauf ich hoffen soll. Ingeheim erwarte ich, von gutartigen Strömungen an ein wohlgesinntes Ufer geschwemmt zu werden. Dort bettet man sich ins wuchernde Riedgras und begrüßt freundschaftlich, was durch Aug und Ohr in die Kopfhöhle sickert.

Vorab ist eine umfassende Weite da oben im Schädeldach herzustellen. Nur in ihr kann sich die notwendige Lautlosigkeit ausbreiten. Zuversichtlich verweile ich in der bekannten Haltung des Gautama Buddha. Ich sitze also da, als sei der Unterleib an einen ehernen Sockel geschmiedet. Lediglich ein Befehl vom Allerhöchsten kann mich dort losschweißen und in Bewegung setzen. Gleichzeitig sollte mir allerdings auch mitgeteilt werden, wohin ich zu gehen habe. Dann werde ich ohne Rückfragen dafür sorgen, daß meine Füße beherzt voranschreiten. Ich darf sicher sein, daß sie mich einem angemessenen Ziel entgegentragen.

Wo auch immer ich ausgesetzt werden mag, ich werde mein Dasein auf Erden als eine Notunterkunft betrachten. Wie all die anderen Flüchtlinge, hoffe ich, sie demnächst unbemerkt verlassen zu dürfen, um in das wohlbestallte Heim einzuziehen zu können.

Dort werden keine Feindseligkeiten mehr geduldet sein. Die böartigen Attacken der Gedanken und Gefühle haben mit mir absterben müssen. Eine barmherzige Leere wird allein von einem gemüthlichen Brummen und Summen ausgefüllt. Darin planschen die Totgesagten wie in einem gemächlich dümpelnden Ozean. Von dieser Art also sind die Traumgebilde in den Köpfen hinsiechender Greise.

Aber auch das übelste Gebrechen kann nicht verhindern, daß ein paar wichtige Vorgänge doch noch gelingen. Da wäre die gleichmäßige Verteilung des Blutes auf sämtliche Körperregionen zu nennen. Nirgendwo im Kopf, im Leib,

in den Gliedern darf sich Eiseskälte einnisten. Wo auch immer meine Innenhand sich auf Außenhäute legt, soll sie eine blutwarme Fläche vorfinden.

Ein derart gutdurchbluteter Organismus ist gegen jeden feindseligen Angriff gewappnet. Der Blutstrom transportiert allemal genügend Abwehrstoffe zu den gefährdeten Orten. Ich darf mich also guten Mutes in den bequemen Sessel kuscheln und das Ende des gewiß siegreichen Kampfes abwarten. Dann mache ich lächelnd weiter mit dem gewohnten Leben. Nicht ohne eines der frommen Lob- und Danklieder anzustimmen.

Vor allem bedanke ich mich für die Rückkehr der Gläubigkeit. Endlich darf ich wieder glauben, daß sich jemand da draußen jenseits der Waldgrenze für mich und mein Tun interessiert. Im Geistgehäus erblüht bereits das Bild von diesem Grüppchen, bestehend aus wunderschönen Damen und feschen Herren, die sich mit zum andächtigen Lauschen geneigten Häuptern vor mir versammeln. Also beginne ich ohne Scheu der Zuhörerschar mitzuteilen, daß ich vor wenigen Augenblicken meine Zahnprothese aus dem Oberkiefer gefummelt habe. Die dümpelt nun gemächlich im Reinigungsglas, füge ich erklärend hinzu. Nach dieser Aussage fühle ich mich erleichtert und überlege, was ich nächstens tun und anschließend verkünden könnte.

Heimlich wische ich eine Träne aus dem Augenwinkel. Das könnte die ausgedachten wunderschönen Damen und feschen Herren vielleicht auch noch interessieren. Ein gläserner Tropfen rutscht gemächlich die Wange hinab, flüstere ich mit weinerlicher Stimme. Meine Aussage wird begleitet von etlichen Seufzern. Die werden erzeugt von einem verschwommenen Schmerz.

Kaum ist das Wort Schmerz zur Sprache gekommen, blitzt ein Gedanke an Jón Kalman Stefánssons Roman Der

Schmerz der Engel auf. Gleichzeitig erwacht die Gier, ein paar Sätze aus dem Wunderwerk aufzuschlüpfen. Ich schlage den Leinenband bei den Seiten sechsunddreißig siebenunddreißig auf. Saug lüstern den Beginn des siebten Kapitels in mich hinein:

Es hat wieder zu schneien begonnen, als Olafia zu ihnen hereinplatzt. Der Himmel verfügt über endlose Mengen an Schnee. Es fallen Engelstränen, sagen die Indianer im Norden Kanadas, wenn es schneit, steht da zu lesen. Zufrieden klappe ich das mysteriöse Prosabuch zu. Mehr Stefansson ist im Augenblick nicht nötig.

Aber die Lust auf einen tiefgründigen Text ist noch nicht gänzlich erloschen. Ich stehe immer noch zur Verfügung, zischele ich den dunklen Mächten zu. Wenn sie mich zu Lebzeiten benutzen wollen, sollen sie mich als ein dienstbereites Werkzeug vorfinden. Haupt und Glieder bieten sich willfährig den geheiligten Strömen und Wellen an. So nimm denn meine Hände, stimmt meine Seele den protestantischen Singsang an. In ihm ist keine Spur von eigenem Wollen mehr vorhanden. Wenn es denn sein muß, lasse ich mich ohne Gegenwehr in den eigenen Tod führen. Dankbar muß ich dafür sein, daß ich vor dem Sterben ein ausgefülltes Leben haben durfte. Sollte mir noch das letzte Wort gestattet sein, werde ich ein seliges Amen flüstern. Dann mögen sich die Schultern ergebungsvoll senken, während aus der Ferne das Schubertlied Ruhn in Frieden alle Seelen herüberklingt.

Zur Haltung einer demütigen Ergebenheit paßt mein stundenlanges, andächtiges Verharren vor abgestorbenen Altbäumen. Noch im Tode tapfer, recken sie ihre zerbrochenen Glieder dem allmächtigen Schöpfergott entgegen. An erschütternder Schönheit übertreffen sie ihre weiterlebenden Brüder.

Nur zögerlich löse ich mich von ihrem Anblick. Schlendere weiter auf der zarten, von den Wildtieren getretenen Spur. Vertrauensvoll überlasse ich mich dem Bilder- und Gedankenstrom hinter der Stirnwand. So treibe ich gelassen wie auf einem sicheren Floß in der behutsamen Strömung. Von Zeit zu Zeit bäumt sich eine vielversprechende Woge auf. Von ihr lasse ich mich ins lockende Unbekannte entführen. Überraschende Begegnungen mit edlen Bewohnern der Waldung sind nicht ausgeschlossen. Vielleicht ertappe ich gar die auf der Lichtung äsende Hirschkuh. Oder in der Ferne huscht eine Rotte Sauen über den schmalen Pfad. Oder ich schaue sekundenlang ins verschmitzte Fuchsantlitz. Jeder Anblick sei mir willkommen, wenn es nur nicht die furchteinflößende Gestalt eines Menschen ist. Ich wüßte nicht, wie ich ihm begegnen sollte. Schleierhaft ist mir, was ich mit ihm besprechen könnte.

Meine Stimme versagt ohnehin immer öfter ihren Dienst. Dann ist sie kaum noch zu verstehen, auch wenn sie zu mir selber spricht. Aber ich muß sie auch nicht verstehen. Ich ahne sehr wohl, was sie mir sagen möchte.

Fast alle Mitteilungen laufen in letzter Zeit darauf hinaus, daß mein Ende nun nahe herbeigekommen ist. Daß ich mich beeilen müsse, die noch in mir brodelnden Sätze herauszuwürgen und aufs Papier zu speien, bevor die Kehle endgültig zugeschnürt wird.

Es liegt mir bedrückend am Herzen, einen Hinweis darauf zu hinterlassen, daß der dahingeschiedene Hubertus als ein Nochlebender die ihn umstehenden Großbäume verehrt und die in seiner Seele aufleuchtenden Wörter geliebt hat. Mehr muß man von einem Hubertus Gustafo Malessa nicht wissen.

Stündlich ist damit zu rechnen, daß der vernichtende Schmerz wie eine grelle Flamme auflodern wird. Wahr-

scheinlich schleicht er sich schon durchs Gedärm heran. Um dann später in der Brusthöhle zu explodieren. Und der armselige Kopf muß von oben herab erschüttert auf das Unheil unter ihm hinabblicken.

Wenn er das bösartige Spektakel nicht länger ertragen mag, müssen besänftigende Gifte her. Sie decken mit einer zuckersüßen Schleimschicht alles Elend zu. So rettet sich das Haupt über die Notzeiten hinweg.

Als eine erprobte Medizin hat sich auch das Aufsaugen von einigen Kafkasätzen erwiesen. Die hilfreichsten Sätze findet man gehäuft in den Tagebuchaufzeichnungen. Da ist beispielsweise zu lesen: Früher dachte ich, Dich wird nichts umbringen, diesen harten klaren geradezu leeren Kopf, niemals wirst Du unbewußt oder im Schmerz die Augen zusammenziehen, die Stirn falten, mit den Händen zucken, wirst es immer nur darstellen können.

Kaum ist das letzte Kafkawort im Hirn verklungen, ziehen leidmildernde Wolken herauf. Umhüllen das Peinigende mit dichten Schleiern. So habe ich mir wieder einmal vom Franzl kameradschaftlich helfen lassen dürfen.

In einer solchen trostreichen Verfassung könnte gar ein Bröckchen übermütigen Wohlbehagens am Horizont aufblühen. Es mag in Gestalt einer betörenden Erinnerung erscheinen. Blitzartig wird das Bewußtsein von einem jungmädchenhaften Frauenbildnis überschwemmt. Die Schöne blickt mich aus geschwärzten Mandelaugen an. Unaufgefordert öffnet sie lächelnd den knöchellangen Mantel einen Spalt weit. Im schummerigen Dämmerlicht glaube ich, die geheimnisvollen Konturen eines Schoßes erahnen zu können. Als ich einen Schritt näher trete, schließt sich der Mantelspalt ruckartig.

Erschrocken verharre ich auf der Stelle. Das Lächeln im Frauenantlitz ist einer maskenhaften Starre gewichen. Mit raschen Schritten entfernt sich das begehrenswerte Mädchenbildnis. Ich spüre schneidend, daß mich das große

Glück besucht und gleich wieder verlassen hat. Und daß ich die Erinnerung daran bis zum Todestag sorgsam aufzubewahren habe.

Da soeben das Todwort erklang, sei an dieser Stelle der Hinweis erlaubt, daß sich heute Nacht eine gute Gelegenheit für meinen Hinschied böte. Denn es würde ein gleißender Vollmond als himmlischer Zuschauer meinen Abgang begleiten. Den Abend und die Nacht betrachte ich eh als meine getreuen Verbündeten.

Immer schon habe ich das grelle Taglicht verabscheut. Es offenbart gnadenlos meine Elendigkeiten. Deswegen begrüße ich mit aufgeweitetem Herzen das abendliche Dunkel. Bei Eintritt der Dämmerung lockern sich die angespannten Muskeln. Es schwebt ein Hauch von Wohlfühl durchs Hirnareal. Die Niedergeschlagenheiten werden von heilsamen Schatten geschluckt.

Ich wünsche mir, daß der gesamte Tag nur aus Dämmerungen und Dunkelheiten bestehen möge. Damit wären alle Leiden um ein Erhebliches gemildert. Die Schäden an Leib und Seele würden sich ins Guterträgliche verwandeln.

Ansonsten muß ich wie so oft versuchen, die Schäden mit Hampeleien der verschiedensten Art einzuschränken. Der zunehmenden Versteifung der Halswirbel beispielsweise begegne ich mit regelmäßigen Kopfbewegungen. Ich kippe das Haupt nach rechts, nach links, nach hinten, nach vorn. Darf mich vom Knirschen der Wirbel nicht über Gebühr beeindrucken lassen.

In einem wiederkehrenden Angsttraum allerdings muß ich erleben, daß mir der Kopf wie abgesägt vom Halse fällt. Vergeblich bemühe ich mich, ihn vom Sandboden aufzuheben und ihn wieder am Halsstumpf zu befestigen. Aber das will und will mir nicht gelingen. Ratlos halte ich meinen Kopf in beiden Händen. Gehe schließlich los mit wankenden Schritten. Schau immerzu bedauernd auf

meinen kahlen Schädel hinab. Dieser Albtraum kann im ärgsten Fall die ganze Nacht ausfüllen.

Am nächsten Morgen hab ich Mühe, wieder die gewohnte Fassung zurückzugewinnen. Mithelfen müssen dabei diese knappen Sprüche, die es auf ihre bewährte Weise schon oftmals haben richten müssen. Als wirksamste Formel hat sich ein geflüstertes Da hast Du mich, Herr, Du leitest Dein ergebenes Werkzeug erwiesen. Kaum ist das Mantra nämlich ausgesprochen, weitet sich das verkrampfte Seelenrevier. Läßt ab vom eigenen Streben und übergibt sich den Armen eines allmächtigen Führers. Ohne selbsttätiges Mühen fließt nun mein Leben zwischen befestigten Ufern sanftmütig dahin.

Ich darf sicher sein, irgendwann demnächst wird es das unendliche Meer erreichen. Seine Brandung wird mich jubelnd empfangen. Mit hochschäumenden Wellen wird es jedes meiner Flüsterworte begrüßen. Nun hast du es doch noch in dein Ziel geschafft, werde ich denken dürfen, während mich ein starker Sog tiefer und tiefer in unergründliche Ewigkeiten zieht.

Ob das Endziel erreicht ist, erkennt man daran, daß man nur noch zufrieden auf der zugewiesenen Stelle hocken bleiben möchte. Alles weitschweifende Wünschen ist ausgelöscht. Den Augen genügt es, wenn sie in die ausladende Krone der Altbuche starren dürfen.

Die Herzgrube ist angefüllt mit Hosiannah-Gesängen. Nur ganz selten noch tastet die Hand nach dem Schreibstift. Selbsttätig krakelt die Spitze zwei, drei Wörter aufs karierte Blatt. Da ist keine Neugier mehr, die zum Lesen und Verstehen der Wörter anstachelt. Der Blick bleibt unverwandt auf den Buchenwipfel gerichtet. So lebt man friedvoll dahin. Am Seelengrund schwelt ein Verlangen nach baldiger Erlösung.

Der unabwendbare Totgang soll in aller Heimlichkeit stattfinden. Nach einem Leichnam wird man vergeblich suchen. Denn der ruht wohlbehalten am Grund einer Gletscherspalte. Erst in tausend Jahren wird mich das Gletschermaul ausspeien. Dann wird es keinerlei Erinnerung an einen vermißten Bergwanderer mehr geben. Die untersuchenden Wissenschaftler sind wieder einmal erstaunt über den beinahe unversehrten Zustand des Aufgefundenen. Man müßte ihm nur eine neue Seele einhauchen und schon könnte das Leben für ihn weitergehen, so das allgemeine Empfinden der Betrachter. Von derartigen Auslöschungsphantasien werde ich besonders in der Vorweihnachtszeit heimgesucht. Da ist nichts von einer freudigen Erwartung auf die Ankunft des Heilands zu spüren. Wie stets lausche ich aufmerksam hinauf ins Denk- und Fühlzentrum. Wenn überhaupt, müßte dort oben unter dem Schädeldach ein Hoffnungsschimmer aufglimmen. Erst dann wäre auch bei mir etwas Frohgemutes ganz nahe herbeigerückt.

Es würde sich wieder ein Staunen nach vorn wagen. Da steht ja ein Immernochlebender, denkt man beim Betrachten des Spiegelbilds. Kaum glaublich, daß es mir vergönnt ist, nach all den Fährnissen immer noch ein Dasein zu haben. Da muß ich von einer mir wohlgesinnten Gottheit umsichtig durch die Klüfte der Feindseligkeiten gesteuert worden sein. Aus eigenem Vermögen würde ich mich nicht so viele Jahre auf Erden gehalten haben.

Vielleicht sollte ich mich wirklich dazu aufraffen, mich zu einem Glückskind zu ernennen. Sollte täglich einen Jubelruf erschallen lassen. Der gesamte Hain soll an meinem Entzücken teilhaben. Die ehrwürdigen Buchen müssen zu spüren bekommen, wie gutlaunig es dem Alten da unten am Waldboden zumute ist.

Bedauerlicherweise muß ich gestehen, daß es schon beim ersten Jubelversuch Probleme gab. Mein Ruf erstickte in

einem anhaltenden Hüsteln. Das verdanke ich wahrscheinlich der trockenen Hüttenluft in der Heizperiode. Sie dörft die Kehle aus. In ihrer Not äußert sie sich durch beständiges Räuspern und Hüsteln. Durch den angerauten Schlund kann sich nur noch eine heisere Stimme quetschen. Sie ist zu schwach, um jenseits der Waldgrenze gehört werden zu können.

Deswegen sind meine wahren und empfangsbereiten Zuhörer nach wie vor allein die umstehenden Buchinnen. Wenn sie mein Krächzen vernehmen, neigen sie lauschend ihre bedächtigen Häupter. Ich bilde mir ein, daß sie jedes meiner geflüsterten Worte verstehen, auch wenn sie noch so zart zum Blattwerk aufsteigen. Die uralten Bäume im Hain sind also die Einzigen, die all meine Trauer und Wut erspüren können. Dankbar muß ich ihnen sein, daß sie selbst meine krudesten Äußerungen noch mit freundlicher Gelassenheit entgegennehmen.

Aber letztendlich wird mich auch die Zuneigung der erhabenen Altbäume nicht vor dem Verderben bewahren können. Die Zeichen für ein Erliegen der Lebenskräfte mehren sich. Nur noch selten flammt eine Lust auf, sich an entferntere Orte zu begeben. Das ruhige Ausharren am gewohnten Platz scheint mir zu genügen.

Nur der Blick bewegt sich noch in altgewohnter Weise. Schweift gemächlich von Buche zu Buche. Verweilt minutenlang bei den feinkörnigen Rinden. Auf Umwegen kehrt er schließlich zum Auge zurück. Es wird nun wieder ein Weilchen vergehen müssen, ehe er sich abermals löst und auf eine nächste kleine Wanderung begibt.

So bleibt einem Greis nichts anderes übrig, als die Endzeit wie eine bitterliche Süßigkeit zu feiern. Es gilt, selbst die Kleinstigkeiten zu beachten und liebevoll in die Geistesärmchen zu schließen. Alle sich anbietenden Bildnisse empfangen ich wie eine erlesene Gabe. Mit gierigen Zungen will ich sie ausgiebig belecken. Ihren einmaligen Geschmack auskosten.

Ein besonderer Strahl der Aufmerksamkeit ist auf den siechen Leib gerichtet. Die Gelenke vor allem drängeln sich in den Vordergrund. Sie sind möglichst ruhig zu halten. Sobald sie bewegt werden, ertönt ein beängstigendes Knirschen. Es zeigt gnadenlos an, wie beschädigt die Einzelteile sind. Aber auf den täglichen Rundgang durch die Waldung mag ich dennoch nicht verzichten.

Um nicht von den unangenehmen Gelenksgeräuschen belästigt zu werden, stopfe ich mir bei den Ausflügen zurechtgeknetete Wattekugeln in beide Ohrmuscheln. Nun kann mich nur noch ein stechender Schmerz an die desolaten Zustände in Knie und Hüfte erinnern.

Sobald ich heimgekehrt bin, entferne ich die Ohrenstöpsel. Reibe die Gelenke mit einer schmerzstillenden Salbe ein. Die Linderung setzt nach etwa zehn Minuten ein. Dann bin ich wieder bereit, mein Einsiedlerleben in vollen Zügen zu genießen.

Dankbar hat man dafür zu sein, noch an einem Lebensabend teilhaben zu dürfen. Immer noch am bevorzugten Fensterplatz ausharren zu können.

Die ausreichende Beweglichkeit der Pupillen zu spüren. Mit deren Hilfe zerre ich mir allemal noch ein reichhaltiges Angebot von der Umwelt ins darbende Hirn.

Genüßlich schlürfe ich die Vielfalt der Sträucher und Farne in mich hinein. Im glücklichsten Fall tauchen noch Hase und Reh im Blickfeld auf. Da hat der Kopf genug zu tun, um die vielen Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zusammenzusetzen. Eine Langeweile kann da nicht aufkommen.

Sollten die Pupillen keine anregenden Bilder mehr abliefern können, müssen sich die Blicke einwärts wenden und im Kopfinneren nach gespeicherten Ideenreichtümern stöbern. Es ist nicht auszuschließen, daß sie zufällig auf das vor Jahren für meine damalige Lebenssituation ausgedachte Gleichnis vom Flackern einer Kerze kurz vor dem Erlöschen stoßen.

Gewiß spendet die Kerze noch etwas Licht. Aber es ist klar, daß sie schon in der nächsten Sekunde verglühen kann. Auch wenn das Flackern heftige Ängste einflößt, sollte es dennoch genossen werden. Ist es immerhin noch etwas mehr als die Finsternis des Nichts.

Ich möchte nicht unvorbereitet in den Abgrund gestoßen werden. Deswegen soll mein Verenden wie ein vorweggenommenes Schauspiel bereits auf der Hirnbühne stattfinden. Zur Aufführung gehört natürlich das Flüstern letzter Sätze. Die Reihenfolge der Wörter muß noch festgelegt werden. Aber die Worte Strom und leuchtende Welle sollen auf jeden Fall erklingen. Diese Wörter haben mich durchs Leben begleitet. Deswegen sollen sie in der letzten Daseinsminute noch einmal ertönen.

Aber auch sie werden, wie alle meine Mitteilungen zu Lebzeiten, wahrscheinlich von niemandem gehört werden. Es sei denn, es gelingt ihnen, bis in höchstgelegene Spähren aufzusteigen. Dort oben könnte möglicherweise jene riesige Hörmuschel schweben, die auch noch das zarteste Flüstern auf Erden vernehmen kann. Tröstlicheres vermag ich mir im Augenblick nicht auszudenken.

Dritter Gesang

Wie nahe mir mein Ende

Als Laotse, der Weise aus dem alten China, sich von den Schwächen des Alters übermannt fühlte, verabschiedete er sich von seinen Freunden mit den Worten, ich muß nun in die Berge gehen. Er wandte sich um, entfernte sich mit müden, schleppenden Schritten. Die Freunde sahen ihm bekümmert nach. Sie wußten, daß der Alte nicht mehr zu ihnen zurückkehren würde.

So einen Laotseabgang würde ich als ein Hinscheiden erster Klasse empfinden. Ich würde mein Möglichstes dafür tun,

daß ich im rechten Augenblick noch über genügend Kraft verfüge, um mich auf den Weg ins Gebirge begeben zu können. Die gewaltigen Höhen und abgründigen Schrunde werden den bekannten Heimkehrer schon aus der Ferne begrüßen, denke ich.

Damit der Plan gelingt, wird es in nächster Zeit nötig sein, noch angestrengter als zuvor ins Seelenrevier hineinzulauschen. Denn nur von dort sind die eindeutigen Signale zu erwarten. Gleich beim ersten Zeichen sollte ich den verblichenen Rucksack schultern und losschlurfen.

Solange aber eindeutige Hinweise ausbleiben, verharre ich im Dämmerlicht des Waldschattens. Ich meide also die aufdringlichen Strahlen der Sonne, empfinde sie eher als eine Belästigung. Brutal zwingen sie sich in alle Winkel und wollen meine Geheimnisse entblößen.

In einem milden Mondschein dagegen öffnen sich sämtliche Poren des Gemüts. Einfließen können nun die sanften, mir wohlwollenden Gestalten, die das Hüttenrund umgeben. Ich heiße jede Erscheinung willkommen und biete ihr einen bevorzugten Platz in meinem Herzen an.

Meinen verehrten Schöpferherrn habe ich dafür um Verzeihung zu bitten, daß ich es diesmal gewagt habe, ein eigenes Wünschen zu äußern. Es ist natürlich eine Versündigung, die lebenspendende Sonne nicht zu mögen. Aber ich gelobe, mich hinfort wieder ausschließlich von den göttliche Geboten führen zu lassen.

Gehorsam werde ich wieder wie in einem unsinkbaren Boot im verlässlichen großen Strom dahintreiben. Baue darauf, daß ich an einem heilbringenden Ufer angespült werde. An der blumengeschmückten Böschung hockend, singe ich lauthals die schon in der Kindheit erlernten inbrünstigen Lob- und Preislieder.

Während mir die vertrauten Melodien von den Lippen perlen, suchen die Blicke wie von Magneten angezogen den

zum Greifen nahen Erdboden ab. Stöbern vor allem in den Falten und Senken. Ich wäre schon zufrieden, wenn ich ein paar Kleinigkeiten entdecken könnte. Wie unbändig wäre natürlich mein Entzücken, würde sich da unten in einer Furche etwas Bewegliches zeigen.

Ein Käfer auf panischer Flucht vielleicht. Oder ein Ameisenheer, Beute zum Wohnhügel schleppend. Dann beugt man sich gewiß neugierig tiefer zur Erde hinab. Stellt die Blicke scharf, um auch die Feinheiten erkennen zu können. Der Rücken des Käfers etwa glänzt wie schwarzpoliertes Metall. Und die Äuglein im Ameisenkopf blinzeln nicht größer als die Spitze einer Stecknadel.

Ich bewundere die Tatkraft der Kleinlebewesen. Wie tapfer sie sich dem Verderben entgegenstemmen. Die Winzlinge da unten wollen mir zeigen, wie sehr man sich um ein Weiterleben zu bemühen hat.

Eine beachtliche Rolle spielt dabei gewiß auch das stete und geduldige Beharren. Dienstefrig beuge ich mich Stunde um Stunde über den träge am Seelengrund ruhenden Wörterbrei. Mit Geschrei ist der nicht aufzuwecken. Da kann nur ein stures Hoffen weiterhelfen. Ich hoffe, daß sich am späteren Vormittag doch noch etwas regt im Sprachmorast da unten.

Keinesfalls würde mir das Aufleuchten einer Wortblüte entgehen. Wie gewohnt halten sich die Geistesfingerchen bereit, das zarte Gebilde mit äußerster Sorgfalt zu pflücken. Vielleicht besinnen sich ja weitere Wortgeschwister darauf, ebenfalls zu erblühen. Dann könnte in den zahlreichen Stunden bis Mitternacht doch noch der herzbetörende Satz gelingen.

Jedenfalls darf das Lauern hinter der erwartungsvollen Stirnwand nicht nachlassen. Niemals darf ich verpassen, wenn in den unermeßlichen Weiten des Bewußtseins ein gleißender Stern erstrahlt. Ich habe mich dann redlich zu bemühen, seine Botschaft zu begreifen.

Immer wieder gern vernehme ich natürlich die Aufforderung, von den genialen Prosadichtungen eines Walser Robert zu schwärmen. Von magischen Kräften gezogen, erhebe ich mich flugs von der Eckbank, trete vors Bücherregal. Fingere heraus das Bändchen mit den funkelnden Geschichten, zuerst neunzehnhundertundvierzehn im Kurt Wolff Verlag erschienen. Auf Seite fünfunddreißig lese ich unter der Überschrift Der Waldbrand:

Noch konnte man nichts bemerken, aber mit einem Male stand der ganze Berg in roten Flammen. Die herrlichen breitgewachsenen Eichen brannten wie leichte Zündhölzer herunter, die weißen Felsen liefen schwarz an von der Glut, die an ihnen hinaufleckte.

Ein Weiterlesen kommt für heute nicht infrage. Die wenigen Walsersätze lassen eine mächtige Welle der Begeisterung in mir hochschäumen. Nicht ohne eine gelinde Spur von Neid aufsteigen zu fühlen, stelle ich das Büchlein an seinen Platz im überfüllten Regal zurück.

Die Begeisterung kann sich noch stundenlang halten. Am Tagesende jedoch lodern wieder die altbekannten Zweifel auf. Im Vordergrund schwelt abermals die Frage, wirst du dein Leben bis ins neue Jahr hineinretten können. Naturgemäß zögert sich die Antwort hinaus. Zu addieren sind die zahlreichen bereits erlittenen kleinen Tode. Ungewiß bleibt, wieviele davon sich anhäufen müssen, um den großen Tod herbeiführen zu können.

Aber die Furcht vor ihm hat abgenommen. Das Meiste von mir ist eh schon zu Grabe getragen worden. Verblieben ist noch das Verlangen, sich maßvoll zu äußern. Mit meinem Flüsterstimmchen versuche ich, die widrigen Leeren auszufüllen. Vordringlich muß von einem ergötzlichen Dasein in der Obhut der Waldung gesprochen werden. Leise erklingen später die zärtlichen Danksagungen, den bewunderungswürdigen Altbüchern gewidmet.

So könnte man mich als einen Verklärten zu Füßen hundertjähriger Baumriesinnen stehen sehen. Etwas Fremdartiges scheint meine unterwürfige Gestalt zu umlodern. Das bin nicht mehr ich, euer Hubertus Malessa. Das ist der Andere, der traurige Held aus weitzurückliegenden Jahren. O Mancha, mein Mancha, steif und stumm wie einst stehst Du nun auf der schwarzbraunen Walderde, schaust mich aus erwartungsvollen Augen an.

Ich komme nicht umhin, ein kleines Stückchen Manchaleben zu erfinden. Darin wird er sein Verharren im Buchenhain aufgeben müssen. Ich sehe ihn also rüstig ausschreiten auf dem morastigen Waldpfad. Noch einmal hebt er das Antlitz an, schaut empor zum mächtigen Wipfelgeäst.

Das könnte allerdings schon wieder ich sein. In dem vertrauten Bild erkenne ich mich als den inbrünstigen Verehrer hochragender Altbäume. Dafür hätte eigentlich kein Mancha herhalten müssen. Das hingebungsvolle Anschauen der Zweig- und Blätterwelt zählt durchaus zu meinen liebsten Beschäftigungen.

An manchen Tagen jedoch reicht die Tatenlust nicht einmal zum bedächtigen Anschauen. Oft genug schwappen dann Todesmüdigkeiten über mich hinweg. Wahrscheinlich wollen sie mich auf die Monsterwelle vorbereiten. Es wird hoffentlich genügend Zeit bleiben, um die unheil-schwangere Wand von weitem auf mich zurollen zu sehen. Die Kehle wird sich furchterfüllt zuschnüren. Da kann sich kein Angstschrei mehr hindurchwinden. So wird mein Sterben zu einer lautlosen Angelegenheit gedeihen. Es wird nicht der geringste Todeshauch die Waldgrenze überschreiten.

Zuversichtlich gehe ich davon aus, daß sich meine kluge Seele gerade noch rechtzeitig vom maroden Leib trennt. Er war ihr längst schon zu einer Last geworden. Während sie sich schmetterlingshaft im eleganten Hinaufschweben ein-

übt, muß der Körper zusehen, wie er nun allein zurechtkommt mit seinen unzähligen Gebrechen. Seelen sind halt verpflichtet, sich früh genug in Sicherheit zu bringen, bevor die Leiber ins unwiderrufliche Verderben abstürzen.

Aber vor der besiegelten Auflösung werde ich hoffentlich beizeiten aufgefordert, mich um eine tapfere Gesinnung zu bemühen. Ich sollte nicht länger versuchen, dem Dunkelgrau auszuweichen. Stattdessen sollte ich mich mit den düsteren Klängen anfreunden. Sie sind nur einen Finger breit vom gänzlichen Schwarz der Schubertschen Winterreise angesiedelt.

Das Schielen nach überwältigenden Todtraurigkeiten hat offenbar schon eingesetzt. Wenn sie mich dann endgültig erobert haben, könnte das Unglaubliche gelingen. Meine Wortlaute würden sich zu einem endlosen Klagelied zusammenschließen können. Und im glücklichsten Fall könnte es einem Lamento gelingen, an den Herzpforten einer wunderschönen Lauscherin zu rütteln.

Gleichzeitig rumort im Unbewußten die Sorge, daß meine Gesänge jählings zerrinnen könnten. Was soll wohl dann die Zeiträume füllen, lautet die bange Frage. Jede Stunde will doch mit Tätigkeiten gefüttert werden. Ich könnte mich notfalls ausgiebiger um Alltagskleinigkeiten kümmern. Das vernachlässigte Stutzen der Fingernägel beispielsweise. Oder endlich das lästige Haar aus dem Nasenloch schnibbeln.

Fällt mir nichts Gescheites mehr ein, werde ich völlig sinnlose Dinge tun. Es ist also nicht auszuschließen, daß ich den Wischlappen anfeuchte, um die größeren Möbelflächen vom Staub zu befreien. So würde also nach und nach eine absonderliche Sauberkeit in der Wohnstube einziehen. Dann muß ich nur noch zusehen, daß ich am neuartigen Zustand im Hütteninneren auch eine Freude finden kann.

Vielleicht hilft es ja, sich an die ergiebigen Jahre zu erinnern, als mir noch die klangvollen Sätze massenhaft zugeflogen waren. Denn heuer muß ich mich schon glücklich schätzen, wenn hin und wieder eines der anrührenden Sterbenswörtchen im Seelensumpf aufglimmt. Dann sollten Stift und Papierblatt handnah bereitliegen. Alle anderen lebenserhaltenden Maßnahmen müssen vorläufig eingeschränkt werden.

Für Essen und Trinken stehen nur wenige Minuten zur Verfügung. In Windeseile schleppe ich einen ausreichenden Vorrat an Brennholz herbei. Werfe rasch ein frisches Buchenscheit ins Ofenmaul und hocke dann wieder in gespannter Erwartung über dem karierten Blatt. In einer solchen Weise also spielt sich seit Jahrzehnten mein eigentümliches Leben im Busch ab. Von Tag zu Tag schiebe ich das endgültige Totgehen hinaus.

Ja, es gibt sie noch, diese Augenblicke, in denen ich überzeugt bin, niemals sterben zu müssen. Irgendwann werde ich zwar fortgehen. Werde entschwinden im Gestrüpp der heimischen Wälder. Aber keiner wird aussagen können, wo ich abgeblieben bin. An welchem Ort auch immer ich mich befinde, es wird mir wohlgehen. Nach wie vor wird die segnende Hand meines Schöpfers auf mir ruhen.

Also werde ich noch jahrhundertlang an der Herstellung von zaubernden Sätzen beteiligt sein dürfen. Sie sollen entweder wie Paukenschläge oder wie das ins Gehör schneidende Zirpen der Grille daherkommen. Die gemäßigten Klänge taugen nichts. Man sollte sich davor hüten, sie zum Ertönen zu bringen. Dann lehnt man sich besser zurück und wartet ein paar Tage oder sucht Wochen ab. Wahrscheinlich muß sich das Sprachgewimmel im Seelensumpf ein wenig erholen. Um späterhin wieder einen Satz wie glühendes Magma hochschleudern zu können. Ein solcher Satz muß noch von den Verkrustungen befreit werden. Dann kann er ohne Scheu unter die Augen der

wunderschönen Leserin geschoben werden. Beklommen erwarte ich ihren Wimpernaufschlag. Von den Pupillen kann ich das schwerwiegende Urteil ablesen.

Aus diesem entscheidenden Prozeß kann ich nur als ein Verlierer hervorkommen. Mit dem Brandmal des Langweilers versehen, wird sich das Weiterschreiben noch mühseliger gestalten als zuvor. Aber ein angeborener Trotz verbietet mir, gänzlich stillzuschweigen vom elenden Verrecken. Unter meinen feuchtschimmernden Augen zeichnet die Schreiberspitze unbeirrt die vertrauten Trübsalsreden auf.

Da könnte zu lesen sein: Vater ist in meinen Armen gestorben. Mama ist in meinen Armen gestorben. Auch ich werde in meinen Armen sterben. Sie werden sich fest um mein Gerippe schlingen, sobald Gevatter Tod auf der Schwelle lauert.

Sein Erscheinen wird sämtliche Nervenfädchen erschüttern. Deutlich ist ihr heftiges Zittern zu spüren. Ich würde gern meine Hand auf sie legen, um ihr Erschauern zu besänftigen. Aber sie lagern zu tief unter den Häuten und Geweben. Dort sind sie von den Fingern nicht zu ertasten. Meine einzige Möglichkeit, sie zu beschwichtigen, ist ein gleichförmiges Murmeln der bewährten Formel, ich treibe gelassen im göttlichen Strom. Manchmal hilft es, das panische Bibbern zu mäßigen.

Wahrscheinlich wird es sich niemals völlig ausrotten lassen. Ich muß schon froh sein, wenn es sich nicht noch wilder gebärdet. Das Zittern darf keinesfalls die Finger der Schreibhand derart attackieren, daß sie nicht mehr fähig sind, die Buchstaben leserlich aufs Blatt zu setzen. Dann nämlich müßte ich mein Dasein als beendet erklären. Ein stures Weiterleben ohne eine regelmäßige Herstellung von leserlichen Wörtern wäre unter gewissen Umständen vielleicht möglich, aber völlig sinnlos.

Das unverdrossene Erzeugen von Botschaften aus der Waldgruft bildet die einzig wahre Grundlage für meine Anfälle des Festklammerns am irdischen Dasein. Immer noch spüre ich zeitweilig das Verlangen, von meinem sturen Herumsitzen auf den Außen- und Innenbänken zu berichten. Wobei vorsorglich darauf hingewiesen sei, daß sich mein Herumsitzen allmählich in ein Herumliegen verwandelt. Denn nur liegend schwillt die Pein in den Kniegelenken ab.

Auf dem Rücken ruhend, erkunde ich die Deckenvertäfelung. Fortwährend stoße ich in der Verbretterung auf Neuigkeiten. Entdecke hier ein Astloch, dort einen haarfeinen Riß. Ich bin überzeugt, daß es noch zahlreiche Einzelheiten in der Dachschräge aufzuspüren gibt.

Manchmal glaube ich, eine gewisse Vorfreude fühlen zu können auf den Tag, an dem ich das Bett nicht mehr verlassen kann. Wer weiß, wie viele bisher unerkannte Dinge ich aufstöbern werde, wenn ich das Leben nur noch rücklings im Bett liegend und zur Decke hochstarrend, ertragen kann.

Sollte beim inständigen Erkunden der Dachschräge einmal Langeweile auftreten, kann der Blick geschwind zurückgenommen und möglicherweise zum auf der Bettdecke ruhenden Handrücken geleitet werden. Wobei anzumerken ist, daß an einem häßlichgewordenen Alten der verschrumpelte Handrücken als das Häßlichste angesehen werden muß. Deswegen sollte er unbedingt vor fremden Blicken geschützt werden.

Für Außenstehende bedenkenlos vorzeigbar ist immer noch die tadellos gekrümmte Stirn. Falls sich jemals ein Besucher zu mir verirren sollte, würde ich meine Stirn ins hellste Licht rücken. Denn hinter diesem makellosen Stirnbogen könnte man wundersame Träumereien vermuten.

Wartet man nur lange genug ab, erscheinen womöglich im grauen Schummerlicht des Erinnerens die versteinerten

Antlitze der Genossen aus der Knabenzeit. Raufereien in abgelegenen Kellerwinkeln dräuen herauf. Gleichzeitig erschallt noch einmal von den Höfen her das entsetzliche Quieten des Hausschweins kurz vor der Abschlachtung. Naturgemäß besinnt man sich beim Nachhall des tierischen Wehlauts vor dem Gemetzel auf das eigene sich heimtückisch nähernde Verrecken.

Mit gekrümmtem Rücken harret man der Ankunft des Qualvollen entgegen. Sorgfältig werden die hauptsächlich infragekommenden Leibgegenden überwacht. Normalerweise müßte das Steißbein schon seit Stunden in Schmerzflammen stehen. Sollte ich heut vergeblich auf den Überfall der Körperleiden warten müssen, kann ich nur darauf hoffen, daß ich mich auf meine Seele verlassen kann. Falls nötig hat sie jedenfalls stets rechtzeitig ihre bohrenden Wehleidigkeiten abgeliefert. Ohne ihren Stachel zu spüren, würde auch das geringste Sprachstückchen nicht anzufertigen sein.

Als eine wirksame Waffe gegen Sprachlosigkeit hat sich die Ausbreitung von Todesängsten erwiesen. Unverzüglich überschwemmt sie das Bewußtsein mit einschlägigen Bildern. Auch die Gedanken wollen sich mit einem Beitrag beteiligen. Sie überreden mich zum Glauben, daß sich die Eiskälte bereits in den Füßen eingenistet hat.

Von dort wird sie allmählich aufsteigen. Es wird ein Weilchen dauern, bis die Froststarre das armselige Herz erreicht hat. Ihr Endziel ist das Hirngekröse. Die wenigen dort oben verbliebenen Abwehrkräfte werden sich bald dem Erzfeind ergeben müssen. Unser Hubertus lebt nicht mehr, wird sich alsdann nach und nach die Trauerkunde im freundschaftlichen Buchenhain, mühselig von Wipfel zu Wipfel schwebend, ausbreiten. Ein angemessenes Ende, will ich meinen.



Weiterer Blick auf den Schreibtisch des Autors.

Biografische Notiz

E. M. wurde neunzehnhundertfünfunddreißig in Bochum geboren. Nach Schulabschluss erfolgte eine Ausbildung zum Industriekaufmann. Bis neunzehnhundertvierundneunzig arbeitete er als Marketingleiter eines großen Maschinenbau-Unternehmens im Ruhrgebiet. In den achtziger Jahren gelang die Veröffentlichung von drei Romanen und einiger Prosatexte in Literaturzeitschriften.

Gleich nach der Pensionierung verließ E. M. die Stadt und lebt seitdem abwechselnd in einer abgelegenen Waldhütte im Ostwestfälischen und auf einer einsamen Alm in den Tiroler Bergen. Dort schreibt er täglich an seinen Litaneien und Lamenti. Wenn sich sein Blick vom Schreibheft löst, schweift er hochachtungsvoll zu den bewaldeten Hügeln, die E. M. nun bald verlassen muß.

Nachwort

Die Litaneien und Lamenti des E.M.¹

Abgesehen von verstreuten Publikationen in einer Anthologie wie dem von Klaus Modick herausgegebenen »Traumtanz« oder literarischen Zeitschriften wie Rowohlts »LiteraturMagazin« oder Norbert Wehrs »Schreibheft« gab und gibt es drei lange Prosatexte von Ernst Müller in Buchform. Sie alle weisen ihn bereits in ihren Titeln, Untertiteln und ihrer Gattungsbezeichnung als einen Autor aus, der die »schillernde« Unterscheidung zwischen »naiver« und »sentimentalischer« Dichtung überwunden hat. Romantische Simplizität und postmoderne Reflexivität gehen bei Ernst Müller ineinander auf, und sein literarisches Werk ist auch ein Leben, das seinen Gang geht, seinem Traum folgt usque ad finem – um, ohne dabei zu hoch zu greifen: auf Gottfried Benn anzuspielden, der mit seiner Vorstellung der unio mystica von Leben und Schreiben seinerseits an Joseph Conrads ernstes Lebensspiel anknüpft.

In tragisch – was jedenfalls den Publikationsort betrifft: – absteigender Reihe hat Ernst Müllers die als »Ein Fortsetzungsroman« bezeichneten »Traumwüsten« 1982 bei Rowohlts,² den Roman »Lebensspieler« 1986 bei Michael Kellner und »Letzte(n) Stückchen vom Lauschen und Dienen«

¹ Dieses Nachwort verfolgt keine philologischen oder gar psychoanalytischen Ambitionen; hingewiesen sei auf Walter Göddens ertragreiche »Exkurse ins Unterbewusste der Romane Ernst Müllers«, die unter dem Titel »Fetisch Leben« erschienen sind (Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung, Band 7, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2004, S. S. 257-270). Vieles in diesem Nachwort verdankt sich einem Besuch bei Ernst Müller am 1. Juli 2016.

² Ernst Müllers ursprünglicher Titel lautete »Alleingang oder die Flucht in den sicheren Tod. Ein Fortsetzungsroman«, aber »Traumwüsten« ist auch ein Titelvorschlag von ihm selbst.

unter dem Titel »Totgehen oder was, ein Manchaleben« um 1996 im Selbstverlag veröffentlicht.

Aus diesem »Manchaleben« – ein Kompositum, das ja nicht nur eine Gattung ankündigt, sondern auch ein existentielles, ja metaphysisches Programm (Totgehen: ein Leben) – habe ich in Absprache mit Ernst Müller für dieses Lesebuch einen langen Auszug gewählt, damit sich so etwas wie ein Diptychon mit den hier erstmals veröffentlichten, im Jahr 2016 abgeschlossenen »Abschiedsgesängen« ergebe, deren jean-paulscher Buchtitel seinem Vorgänger eine finale Schraubendrehung hinzuzufügen scheint: »Die letzten Blätter fallen oder Vom allmählichen Entschwinden des Hubertus Malessa in der Brenkener Waldgruft«.

Denn die vegetative Tendenz in diesen beiden letzten Büchern geht dahin, dass die gelassene *ars vivendi* und die kreatürliche (bisweilen explizit, aber nie spekulativ dargestellte) *vita sexualis* zurücktreten zugunsten einer *ars moriendi*, nicht mehr nur der Bereitschaft, sozusagen aktiv totzugehen, sondern dem Einverständnis damit, dass mit dem natürlichen Prozess der fallenden Blätter auch das Ende eines Lebens einhergeht, das Blätter über Blätter beschrieben hat. Dafür hält die Waldeinsamkeit³, in der »Hubertus« seine Malaise erträgt und ertragen haben wird, eine herrschaftliche Gruft für ihn bereit...

Die kleine Notiz, die Ernst Müller den »Fallenden Blättern« angefügt hat, ist nicht eigentlich ein biobibliogrammatischer Paratext, sondern so etwas wie eine – in der Mimikry eines Führungszeugnisses präsentierte – poetische Auflösung⁴:

³ Ein Kompositum, das insbesondere in den gleichnamigen (!) Gedichten von Ludwig Tieck und Ralph Waldo Emerson nachlesenswert »aufgeladen« worden ist – Thema mit Variationen, die auch Ernst Müllers Refugium »erfassen«.

⁴ Markiert habe ich Wörter und Formulierungen, mit denen Ernst Müller aus der literarischen Fiktion nicht eigentlich

E.M. wurde neunzehnhundertfünfunddreißig in Bochum geboren. Nach Schulabschluß erfolgte eine Ausbildung zum Industriekaufmann. Bis neunzehnhundertvierundneunzig arbeitete er als Marketingleiter eines großen Maschinenbau-Unternehmens im Ruhrgebiet. In den achtziger Jahren gelang die Veröffentlichung von drei Romanen und einiger Prosatexte in Literaturzeitschriften.

Gleich nach der Pensionierung verließ E.M. die Stadt und lebt seitdem abwechselnd in einer abgelegenen Waldhütte im Ostwestfälischen und auf einer einsamen Alm in den Tiroler Bergen. Dort schreibt er täglich an seinen Litaneien und Lamenti. Wenn sich sein Blick vom Schreibheft löst, schweift er hochachtungsvoll zu den bewaldeten Hügeln, die E.M. nun bald verlassen muß.

Blätter, die Ernst Müller mit seinen beschwörenden Litaneien und eindringlichen Lamenti beschrieben hat, existieren aber noch in einem anderen Aggregatzustand. Und der hat etwas zu tun mit zwei elementaren lebensgeschichtlichen Einschnitten.

Im Jahr 1994 hat Ernst Müller sich – nicht eskapistisch, sondern »methodisch kontrolliert« – für ein »life in the woods« entschieden und eine sauerländische Waldhütte (unweit von Büren) als seinen ständigen Wohn- und Arbeitsort erwählt – und/aber Anfang Oktober 1997 ist dieser locus amoenus einem Brand zum Opfer gefallen – und mit

heraustritt, sondern sich in der dritten Person Singular seinem vielköpfigen »Personal« gleichsam hinzugesellt, das in den Initialen seines Namens ja ohnehin präsent ist: von Malessa bis Mancha. Und: Seine privaten Briefe beschließt Müller auch immer in der dritten Person, mit einer Formel, die sich wie die Personalisierung eines Gemütszustandes anhört: »sendet Dir der Ernst«.

ihm sind es unzählige Notizbücher, Manuskripte, Typoskripte – und die Bibliothek. Ernst Müller hat das Feuer nicht selbst erlebt, aber als er vor der Ruine stand, muss alles in ihm aufgeschrien haben: »Da ist mein Leben verbrannt!« Er hat aber die Hütte wieder aufbauen lassen – und dafür gesorgt, dass die angesengten Eichenbalken wieder- und weiterverwendet würden, so als wollte er in Anlehnung an die japanische Yakisugi-Technik, die Holz durch Verbrennen konserviert, die Forderung aus Nicolas Borns Gedicht »Notausgang« erfüllen: »aber vergiß nicht / dir eine Wunde offenzuhalten«.

Als Ernst Müller 1982 – ein Mann von (fast) 50 Jahren – seinen ersten Roman veröffentlichte, hatte er bereits jahrzehntelang »Säcke« gefüllt mit seinen Manuskripten – und viele Holzregale mit Büchern.

Ein Indizienbeweis für den Umfang der verbrannten Werke – *sunt lacrimae rerum*, möchte man unübersetzbar mit Vergil seufzen –, ist die Tatsache, dass er aus Platzgründen Manuskripte und Typoskripte hat auslagern müssen. Und jetzt sind es sie, die ahnen lassen, was da alles »totgegangen« ist.

In einer etwas »unfrischen« Edeka-Plastiktüte mit der Inschrift »Geschmacksträger« (die ich sicherheitshalber transportiere in einer von Karl Lagerfeld gestalteten textilen Tragetasche des Steidl Verlags mit der Inschrift »Bücherpassion«) hat mir Anfang 2016 Ernst Müllers Tochter einen »Stapel« von (undatierten) Typoskripten sowie ein »illustriertes« Manuskript übergeben, etwa 200 Seiten kleiner Texte (die einen Vergleich mit der kurzen Prosa eines Günter Eich, eines Peter Bichsel nicht scheuen müssen und die eine eigene Edition verdient hätten): zu einem größeren Konvolut zusammengefasst unter dem Titel »Scherbenhaufen«, zu einem kleineren unter dem Titel »Stückchen«; neben diesen kurzen Texten ein knapp 100seitiges Prosastück in 10 »Heften« sowie eine Sammlung von etwa 250 Seiten, genannt »Notunterkunft. Prosa aus den Säcken eins

bis zwölf«, und schließlich ein gewöhnliches Ringbuch mit einem graphisch begleiteten und kalligraphisch – insektenzarte Buchstaben! – ausgeführten Prosafragment, strukturell gar nicht so ganz anders als eine mittelalterliche Liederhandschrift, in den ersten Sätzen verwandt mit dem Beginn der »Traumwüsten« – ein herzerreißendes Opusculum (mit Notenseiten!), dem eine Faksimile-Edition oder zumindest ein Platz in der Vitrine eines Literaturmuseums zu wünschen wäre...⁵

Ernst Müller ist in keiner Silbe epigonal, und doch lässt sich sein literarisches Werk nur wahrnehmen und beschreiben, würdigen und schätzen mit Blick auf die kollegiale Aufmerksamkeit, mit der er große Autoren – zugegeben nicht aus dem mainstream der Gegenwartsliteratur – wahrnimmt und osmotisch in sich aufnimmt: Gerhard Meier, Herbert Achternbusch, Anselm Glück, Samuel Beckett, Urs Widmer, Peter Kurzeck, Wilhelm Genazino, Bohumil Hrabal – kein Zufall, dass er sich zuletzt mit Autoren wie Catalin Dorian Florescu oder Mircea Cărtărescu beschäftigt hat. Ernst Müller gehört zu den raren Autoren, die mit einem unverwechselbaren Prosadialekt auf die (literarische) Welt gekommen sind. Dieser Dialekt weist – herkunftsbedingt – ruhrdeutsche (oder auch sauerländische) Spurenelemente auf, verliert aber nie seine betörende (bisweilen verstörende) Naivität, Vitalität, Virtuosität.

Noch heute (1. Juli 2016) kommen Ernst Müller die Tränen, wenn er von seinem Initiationserlebnis spricht, Samuel Becketts »Malone stirbt«, und ohne es zu wissen, hat er aus diesem Lektüreschock bereits die Maßstäbe abgeleitet, an denen er sich für den Rest seines »Manchalebens« nicht messen musste – dazu war er von Anfang an zu sehr von seinem Satz-Werk überzeugt –, sondern die er als ein Art

⁵ Höchste Zeit, dass Ernst Müllers Manuskripte als Vorlass in ein Literaturarchiv kommen – ein phantastisches Material für die Forschung.

Vertrauensvorschuss »verinnerlichte«. Also nicht: Das, was Beckett kann, will ich und könnte ich auch, sondern eher umgekehrt: »Der schreibt ja wie ich!!« Und es ist eher diese kollegiale Verblüffung, die Ernst Müller dazu gebracht hat, mit seinen »Traumwüsten« nicht erst tingeln zu gehen, sondern sie sofort den ersten Verlagen der Nation anzubieten: Suhrkamp, von dem sofort eine wohlwollende, Rowohlt, von dem flugs eine »tatkräftige« Reaktion kam. Aber die kundigen und klugen Leute und Lektoren bei Rowohlt, denen er das Manuskript zu dem Buch schickte, das dann im Mai 1982 in der von Jürgen Manthey (»Die Unsterblichkeit Achills. Vom Ursprung des Erzählens«!) herausgegebenen Reihe »das neue buch« erschien, waren an den Text mit Argusaugen herangegangen, weil sie – um es paradox zu formulieren – in ihm den fake eines prominenten Autors zu wittern glaubten. Und wer auch nur jeweils die ersten Sätze von »Molloy« oder »Malone stirbt« oder »Der Namenlose« liest, wird den Verdacht von Rowohlts Vorkostern nicht für unbegründet halten:

Ich bin im Zimmer meiner Mutter. Ich wohne jetzt selbst darin. Wie ich hierhergekommen bin, weiß ich nicht. In einer Ambulanz vielleicht, bestimmt mit irgendeinem Gefährt. Man hat mir geholfen. Allein hätte ich es nicht geschafft.« Oder: »Ich werde endlich doch bald ganz tot sein. Vielleicht nächsten Monat. Es wäre dann April oder Mai. Denn das Jahr ist kaum vorge-rückt, tausend kleine Anzeichen sagen mir, daß ich mich täusche und daß ich Johannis überlebe und sogar den 14. Juli, das Fest der Freiheit.« Oder: »Wo nun? Was nun? Wer nun? Ohne mich zu fragen. Ich sagen. Ohne es zu glauben. So was Fragen, Hypothesen zu nennen. Fortschreiten, so was Schreiten zu nennen, so was fort zu nennen. Sollte ich eines Tages, jetzt geht's los, einfach dageblieben sein, wo, statt, einer alten Ge-wohnheit folgend, auszugehen, um Tag und Nacht

möglichst weit von mir zu verbringen, es war nicht weit.⁶

Lesen, Leben, Schreiben – diese drei freien Künste des Ernst Müller lassen sich nicht eigentlich bewerten, allenfalls – im Sinne von Rainer Maria Rilke – »rühmen«. Manchmal möchte ich sagen, es gebe keinen größeren Diaristen, keinen größeren Tage-Buch-Halter als Ernst Müller, aber was er so unablässig schreibt, hat weder etwas mit einem klassischen work in progress noch mit einem zeit- und raumgreifenden Vademecum zu tun. Ernst Müller ist ein »Sätzer«, einer, der Sätze schürft. Sätze, die mit sich selber sprechen, Sätze, die einander zuhören, feinste klangliche und inhaltliche Allusionen. Jeder dieser fein »gewirkten«, ja geklöppelten, ja Buchstabe für Buchstabe (wie ein Instrument) »gestimmten« Sätze ist die in sich abgeschlossene Folge eines Fortsetzungsromans. Bei Ernst Müllers Texten gibt es weniger eine narrative Thema-Rhema-Progression – und ergo eher clouds statt plots – als eine Dynamik innerhalb der Sätze –, dann also eher Adverbien, die Vorgänge charakterisieren, als Adjektive, die Zustände oder Gegebenheiten näher bestimmen. Jeder Satz ist ein in sich abgeschlossener Fortsetzungssatz: Aber kann man einzelne Sätze rezensieren? Jeder Roman eine in sich abgeschlossene Folge. Aber kann man eine Folge voraussetzungslos und »folgenlos« rezensieren?

Der erste Absatz der »Traumwüsten« ist keine Augenblicksaufnahme, sondern ein selbstreferentiell poetologisches: autosuggestives Programm (obwohl Ernst Müller ein Wort

⁶ Die jeweiligen Anfangssätze werden zitiert nach Samuel Beckett: *Molloy*, *Malone stirbt*, *Der Namenlose*. Drei Romane. Übertragungen von Elmar Tophoven, Erika Tophoven und Klaus Birkenhauer, st 3672, Suhrkamp Verlag, 3. Auflage, Frankfurt 2014, S. 7, S. 247, S. 395. – Was Jorge Luis Borges über Franz Kafka gesagt hat, dass nämlich dieser rückwirkend seine Vorläufer erschaffen habe, trifft auch hier zu.

wie Poetologie nie in den Mund nehmen würde), was sichtbar wird, wenn man dessen äußere Absatzformatierung choreographisch auflöst, sodass jeder Satz da steht und dasteht wie der Vers eines Gedichts.

Einatmen.
Die Luft anhalten.
Langsam ausatmen.
Das kann ich.
Das fällt mir nicht schwer.
Das halte ich noch jahrelang durch.
Ich strenge mich nicht mehr an.
Das Leben ist jetzt eine einfache Sache für mich.
Ich liege meistens auf dem Sofa.
Du bist eine strapazierbare Hülle, denke ich.
Aufgebläht werde ich hauptsächlich von der Wut,
manchmal auch von einer schwammigen Traurigkeit.⁷

Aber auch ein Erzähleinstieg, der so etwas wie eine narrative Finalstruktur besitzt, verdient es, beim einzelnen Satz genommen zu werden:

Kulka war zuerst da. Ich erinnere mich genau. Er hatte dreimal geklingelt, wie es auf dem Türschild erbeten war. Mit einem verhaltenen Lächeln stand er auf der Fußmatte. Ich habe Ihre Anzeige im Tageblatt gelesen, sagte er. Regen glänzte auf seinen dunklen Haaren.⁸

Wenn hier ein Kulka an Günter Eichs »Kulka, Hilpert und die Elefanten« oder an einer anderen Stelle ein Walsa (nicht an Martin, sondern) an Robert Walser erinnern mag und an anderen Stellen ein Mancha nicht nur das umgangs-

⁷ Traumwüsten, S. 7.

⁸ Lebensspieler, S. 7.

sprachlich verschliffene »mancher«, sondern auch den Ritter von der traurigen Gestalt assoziieren lässt oder »manche« bei Hugo von Hofmannsthal, die mit schweren Gliedern bei den Wurzeln des verworrenen Lebens liegen und freilich drunten sterben müssen, oder wenn Baur und Bindschädler auftauchen – Figuren aus Gerhard Meiers wunderbarer Trilogie –: Immer wieder sind solche Anspielungen und Aneignungen auch Versuche, dem leidigen Gebrauch des »ich« zu entkommen. Gar nicht so ganz anders als bei dem Hilfsbuchhalter Fernando Pessoa, dessen Biographie von Angel Crespo in »Totgehen« ein »Wortgemenge« hochbrodeln lässt, und ja, so etwas wie ein Hilfsbuchhalter ist ja auch Ernst Müller – mit seinem »Bureau« und seiner rituell geregelten Arbeits-, Lese- und Fernsehzeit. Doch bei aller eklektizistischen Belesenheit ist nicht das elaboriert Intertextuelle seine Sache – wie es überhaupt weniger die Texte denn die formfordernden (An-)Klänge sind, die ihn aufmerken lassen. Seine Sache ist die Anverwandlung, die Entlastung des sich umgrenzenden Ich durch die Filialisierung dieses Ichs, das nicht – wie bei Arthur Rimbaud – »un autre« ist, sondern sich in vielen »Anderen« gleichsam deponiert.⁹

Im Zweifelsfall gehört Ernst Müllers Literatur dennoch und gerade deswegen zur »Literatur der Selbstentblößer« (und mag hier eine gewisse Nähe zu Wolfgang Welt haben, dem anderen großen – doch mit diesem Begriff natürlich ebenfalls nicht getroffenen: »Ruhrpoeten«). Aber nicht im Zweifelsfall, sondern mit Nachdruck würde Ernst Müller sich dem anschließen, worauf auch Robert Walser bestanden hat: »Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich.« Müller indes formuliert diesen Appell nicht, sondern »verkörpert« ihn im Personal

⁹ Hat nicht auch Ernst Müllers Lebensspiel etwas von Rimbauds antizivilisatorischen Suchbewegungen und Fluchtmotiven?

seiner Anverwandlungen. Und wenn er seinen »inneren Bezirk« auf diese Weise gegen alle nur denkbaren Aufdringlichkeiten in Schutz nimmt, macht er ihn gleichzeitig zugänglich. Denn mittels jener Ich-Filialen wird das absolute, das – um mit Gottfried Benn zu sprechen – sich umgrenzende Ich porös: All die Manchas, Walsas, Malessas bilden ein spektrales tertium comparationis von Autor und Leser. Ernst Müller mag mit dem Solipsisten in der Heide qua Solipsismus einiges gemeinsam haben, aber er nimmt es auf sich, auch der Märtyrer dieses Solipsismus zu sein, einer, der uns einlädt, mit Leib und Seele an seinem Lebensspiel teilzuhaben – ein Jemand als Jedermann.

Was ich hier über die Textur und Teleologie von Müllers Arbeiten gezeigt und gesagt habe, trifft auch zu auf das, was ich als Ernst Müllers magnum opus bezeichnen möchte, den Weltenraum seiner sauerländischen Hütte. Und sie – in ihrer kubistischen Dreidimensionalität – entzieht sich erst recht – und mit Recht – einer üblichen literarischen Rezension oder literaturwissenschaftlichen Analyse.

Sie ist nicht ein Äquivalent dessen, was einen Mythos wie den der »great american« oder »european« oder gar »german novel« ausmacht, aber sie ist ein von grünen Schatten durchwebtes, auf die allervollkommenste Weise »zweckloses« Gesamtkunstwerk (mit dem verglichen die Installationen und Environments selbst eines Ilja Kabakows traulich wirken). Müllers in der sauerländischen Wildnis – nach dem furchtbaren manuskript- und bücherraubenden Brand – wiedererblühte »Hütte« (mit der verglichen Arno Schmidts Bleibe in Bargfeld ein penibel »aufgeräumtes« Domizil ist, allerbestens eingebunden in alle einschlägigen Verkehrs- und Kommunikationsnetze) kann man nur mit bienenkundlichen Begriffen erfassen: ein »Stock«, dessen Waben, wenn nicht mit Büchern, die sich keiner wie auch immer gearteten Ordnung fügen, sich dem Wiederauffinden diebisch entziehen und also, Buch für Buch, ihre ge-

heimnisvolle Autonomie behalten,¹⁰ so mit unzähligen Spiralnotizbüchern gefüllt sind, ganze Bettkästen, in denen sich statt Laken und Kissenbezüge Tüten mit Texten befinden, ein patinierter Arbeitsplatz im tages- und jahreszeitlich changierenden Licht des Buchenhains, zur linken Hand ein disziplinierter Vorrat an neuen »notes«-Büchern, die bereits zu wissen scheinen, dass sie keine Erzählungen werden festhalten müssen, sondern auf jeder Seite nur einen von den allereinsamsten und allergemeinsamsten Sätzen der Außenwelt von Ernst Müllers Innenwelt. Sätze, die das Licht einer Öffentlichkeit womöglich nie erblicken werden: Vielleicht aber müssen wir uns Ernst Müller angesichts der unermüdlichen Vergeblichkeit eines Schreibens, das tagein tagaus allein zu sich selbst kommt – als einen glücklichen Menschen vorstellen?

Man darf es nicht wünschen, aber sobald auch nur ein einziges (Notiz-) Buch aus diesem Gehäus entfernt wird, muss man eine Kettenreaktion fürchten, die das Ganze bedroht. So ein Werk, möchte ich mit dem Schlusssatz von Kleists Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege sagen: habe ich zeit meines Lebens nicht gesehen.¹¹

Wie schwerelos Ernst Müller auf kleinstem Raum Lebensgeschichte und Historie, Wahrnehmung und Vision, Report und Reflexion, miteinander verbinden kann, mag ein Zitat aus »Totgehen« demonstrieren – zumal es belegt, dass

¹⁰ Was Ernst Müller auch dadurch verstärkt, dass er nie die zweidrei letzten Seiten der Bücher liest.

¹¹ Weil eine »Veröffentlichung« dieser »vollgeschriebenen« Klausur ein Sakrileg wäre, das deren innere und äußere Aura zerstören würde, möchte ich mich am liebsten dem aberwitzigen Gedankenspiel hingeben, man könne sie klonen, wie man 1999 in Weimar Goethes Gartenhaus geklont hat. Oder Thomas Demand würde sie aus Papier nachbauen, das Modell dann fotografieren – und schließlich zerstören und die Fotos ausstellen in allen Literaturhäusern der Republik ...

auch er Geborgenheit nur unter der Schädeldecke findet, dass seine »wahre« Hütte sein Kopf ist:

Weit nach Mitternacht kehre ich heim. Die Frau habe ich unterwegs verloren. Ein Kind jammert unten im Tal. Im Geäst zischelt leise der Wind.

Für den Rest der Nacht verweile ich in der Schädelhöhle, umgeben von Bildern und sanftströmenden Gedanken. Zigeunermädchen verbiegen die elastischen Stränge ihrer Leiber. Ein bekannter Gedanke lehnt sich ans Herz. Vom Lebendigen soll ich berichten, vom Liebhaben und Totgehen.

Die Menschen im Sprachwerk stehen zunächst mit leidvoller Miene auf ihren Plätzen. Das wird sich bald ändern. Das jährliche Fest kündigt sich an. Die goldbraun geränderten Blätter schmücken sich mit glasklaren Perlen. Mancha der Held steht unter dem Apfelbaum. Er wartet auf das verabredete Zeichen.

Noch bewegt sich der Übermut in engen Grenzen. Die Radiostationen verbreiten das Gerücht, Sarajewo sei gefallen. Mancha setzt zum ersten Handschlag an. Sein Autor lässt derweil den Schreibstift sinken, verschwindet hinter der Toilettentür. Allemal wird es ein Weiterleben für die Wörter geben.¹²

¹² E.M., Totgehen oder was, ein Manchaleben. Roman. Libri Books on Demand o.J., Seite 102.

Text- und Bildnachweise

Totgehen oder was, ein Manchaleben. Roman. Libri Books on Demand 1996, S. 1-89.

Rainer Wanzelius: 30 Jahre für die Reinheit der Sätze, in: Bochumer Anzeiger vom 15. Mai 1982.

Auf der Suche nach dem gelungenen Satz. Wanderung mit Ernst Müller, in: Schreibheft 19, Zeitschrift für Literatur. Essen 1982, S. 52-54.

Hermann Wallmann: »Lebensspieler«. Ernst Müllers neuer Roman, in: Basler Zeitung vom 5. Dezember 1986.

Die letzten Blätter fallen oder Vom allmählichen Entschwinden des Hubertus Malessa in der Brenkener Waldgruft. Abschiedsgesänge (unveröffentlicht, 2016)

Sämtliche Fotos: Silke Cramer.

Dank

Der Herausgeber dankt Rainer Wanzelius und Norbert Wehr.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61).